Der

Kampf um das tägliche Brod.

Volks-Roman aus der Gegenwart

von

Anton Quaglio,

Verfasser der „trockenen Guillotine“, der „Pionniere der Freiheit“,
„Des Sträflings Weib“ u. s. w., u. s. w.

Erster Band.

Wien und Leipzig.

Druck und Verlag der typogr.-literar.-artist. Anstalt

(L. C. Zamarski & C. Dittmarsch).

Erstes Capitel.

Am Ufer der Wien.

— — — — — — — — — — — — — — —

War dies ein Schuß? — —

Gewiß! — der Ton war nicht zu verkennen. Die Detonation war stark genug, um durch das Heulen des Sturmes auf zwanzig, dreißig Schritte hin hörbar zu werden.

Dennoch hörte sie Niemand. — — —

In der That tobte der eisige Nordsturm mit unerhörter Heftigkeit. Vor Sonnenuntergang hatte er, nachdem während dieses traurigen Tages fast keine Pause in den scharfen Windströmungen eingetreten, an Gewalt zugenommen; und jetzt, da die Nacht völlig hereingebrochen, hatte er mit solcher Stärke eingesetzt, daß er — orkanartig über die Metropole Oesterreichs brausend — Dächer beschädigte, Schornsteine zertrümmerte und mit unbefestigten Fensterflügeln, Läden, Dachrinnen und Ziegeln ein wildes Spiel trieb.

An Bäumen wurde dabei wenig Schaden angerichtet; und zwar deshalb, weil Wien in unsern gesegneten Tagen von Bäumen wenig genug mehr aufzuweisen hat. —

Nicht am leisesten heulte, nicht am glimpflichsten tobte der Sturm über die wüsten Zukunfts-Bauplätze am linken Ufer der Wien, zwischen der Elisabeth- und Mondschein-Brücke. — Hier hatte er noch ein ziemlich freies Terrain, einen Ueberrest der ehemaligen, von den Stürmen aller Wind-Striche stets mit besonderer Vorliebe zum Tummelplatze erwählten Glacis-Herrlichkeit — freilich, wie dies bei den Ueberresten aller Herrlichkeiten, menschgebildeter und natürlicher, physischer und geistiger, der Fall zu sein pflegt: nur deren trauriger Ruinen.

Dort auch, an den Ufern der Wien, war der Schuß gefallen, dessen Schall Niemand gehört, dessen Blitz Niemand gesehen hatte.

Der Sturm verschlang den Knall, verjagte den leichten Rauchknäuel, der sich vor der Mündung des abgeschossenen Revolvers gebildet. — Aber er verjagte den Mann nicht, in dessen rechter Hand nun die kleine Waffe zitterte; noch die neben ihm stehende Gestalt, welche Jenes Hand erfaßt hatte. —

Es waren also doch Menschen zugegen an jener Stelle? — Sicherlich! — Die Selbstentladung einer Feuerwaffe ist zwar schon wiederholt vorgekommen, wie man uns sagt; besonders bei gewissen Volksemeuten, wenn es sich darum handelte, die Schuld der Füsiladen auf den frommen Esel „Zufall“ zu wälzen, der sich Alles aufbürden läßt; aber es waren dann doch stets Menschen zugegen, welche die plötzlich zum Selbstbewußtsein und zum Gefühle des Selbstbestimmungsrechtes erwachte, eigensinnige Waffe hielten.

— Sonst pflegen Schießwaffen nicht selbstständig spazieren zu gehen, sich einen abgelegenen Platz auszusuchen, dort gegen eine Planke oder Mauer sich zu drücken und dann ihren todbringenden Inhalt zu entladen. Es soll dies wenigstens noch nicht vorgekommen sein.

Wenn wir also erklären, daß an jenem Abende — es war am 20. Januar 186 . um die sechste Abendstunde ungefähr — am Ufer des herrlichen Wienflusses zwei Männer und ein Revolver zugegen waren, und daß demungeachtet Niemand die laute Stimme des letzteren vernommen: so ist darin dennoch kein Widerspruch zu finden; denn die beiden Menschenkinder waren viel zu sehr mit ihrem Inneren beschäftigt, als daß sie auf Aeußerlichkeiten, auf Knall und Blitz, Acht gegeben, sie gehört hätten oder gesehen.

An dem Vorfalle nicht direct Betheiligte waren aber in diesem Augenblicke nicht zugegen. — —

Der Mann, welcher die jetzt zum Theile entladene Waffe — als Revolver hatte sie die schätzbare Eigenschaft der „Genies": nach dem ersten Abblitzen nicht eingeschüchtert und mundfaul zu werden — in der Hand hielt, war vor einer halben Stunde etwa von der Annagasse in die Kärnthnerstraße eingebogen und dieser entlang der Vorstadt Wieden zugewandert.

Begleiten wir ihn! — — —

Es ist freilich kein einladendes Wetter. Der Schnee wirbelt in dichten Flocken hernieder. Man hat aber keine Freude an dem tollen Tanze, den letztere ausführen; es

müßte denn sein, man beobachtete ihn durch ein wohlverwahrtes Fenster vom warmen Zimmer aus. — Der Sturm heult durch die in der Luft jagenden Schneemassen, wühlt die abgelagerten an den Straßenrändern und Boden-Erhöhungen auf und treibt den Schneestaub von den Dächern, von den Mauervorsprüngen und von dem glatten Pflaster den abendlichen Straßenwanderern zugleich mit den feuchten Flocken in's Angesicht.

Unter den vielen Menschen, welche zu dieser Stunde noch und des Unwetters ungeachtet die Straßen Wiens, auch die Kärnthnerstraße und deren Verlängerung, durchschritten, war kaum Einer in seiner Kleidung weniger vorgesehen, dem Schneesturme und der durchdringenden Kälte Trotz zu bieten, als der noch nicht alte, aber gebeugte, elend und verkümmert aussehende Mann, welchen wir begleiten.

Er litt auch sichtbar unter der Einwirkung der Kälte; vielleicht auch des Hungers — er hatte wenigstens diesen ganzen Tag über nicht einen Bissen Brod, geschweige denn etwas Anderes, zu sich genommen —; vielleicht auch noch anderer Ursachen, die weniger direct den Körper, als die diesen belebende Seele betrafen. — Wie dem auch sein mochte: es war gewiß, daß sich der Arme nur mühsam noch weiter zu schleppen vermochte; daß ein heftiges Zittern seinen Körper durchschauerte; und daß er nach je zwanzig oder dreißig matten, hastigen zugleich und strauchelnden Schritten anhalten mußte, um durch kurze Ruhe Kraft zum Weiterschreiten zu gewinnen.

Tausende von Menschen gingen an ihm vorüber, ohne dem Elenden auch nur einen Blick zuzuwerfen; hundert Andere gewahrten sein und seiner Hinfälligkeit, ohne mehr als einen Blick des Bedauerns, der Verachtung auch wohl, für ihn zu haben; und wenn auch etliche Wenige stehen blieben, ihm nachschauten und in momentaner Regung der Gutherzigkeit in die Tasche nach dem Portemonnaie griffen oder mit bedächtigem Kopfschütteln einige Worte, wie: „Bettelstolz, Arbeitsscheu, Schmach und Schande,“ vor sich hinmurmelten: so war doch unter all' den ihm Begegnenden nicht Einer, dem es seine „kostbare Zeit“, seine Verhältnisse oder sein ehrenhafter, mit dem „Gesindel“ nichts gemein habender Charakter gestattet hätten, dem schemenhaft Vorüberwankenden mehr als einen Augenblick, mehr als einen Gedanken oder eine flüchtige Regung zu weihen.

Es gibt so viel wahre Noth, so viel unverstelltes, wirkliches Elend in Wien; auch in jeder anderen großen Stadt; auch überall. Wohin müßten da die Glücklichen oder auch nur minder Unglücklichen gelangen, wenn sie einmal die lächerliche Marotte hätten, all' dem Elende abhelfen zu wollen? — Oder auch nur, vom Abstracten zum Concreten übergehend, die Hilfeleistung bei dem nächstbesten armen Teufel zu beginnen? — Würden sie nicht selbst darunter leiden? Ihre Zeit, ihr Geld zersplittern? — Allen könnten sie doch nicht helfen: warum sollte da der Einzelne bevorzugt werden?

So mochten Manche, so mochten vielleicht Viele

denken, die an diesem Abende Noth und Elend in Menge sahen, wie sie es allerdings schon gewohnt waren, zu sehen. — Andere aber — und dies sei zur Ehre der Wiener gesagt, die sich den Ruhm der Mildthätigkeit und Herzens-Güte zu erwerben und zu erhalten verstanden — scheuten sich, da sie dem Unglücklichen begegneten, einem Manne ihre Hilfe aufzudrängen, der diese wohl bedürfen mochte, der aber dennoch nicht aussah, als ob er solche von jedem Fremden annehmen würde.

Dies war auch in der That der Fall. — Der halb Erstarrte und halb Verhungerte dachte an nichts weniger, als daran, das Mitleid der Vorübergehenden in Anspruch zu nehmen. Nicht für sich, nicht für Weib und Kinder, die zu Hause zwar ebenfalls darbten, froren und hungerten, dahinsiechten und verkamen — die aber, auch wieder wie er, zu stolz gewesen wären, von Fremden erbetteltes Brod zu essen.

Dennoch hatte der Mann an diesem Tage — und zwar zum ersten Male in seinem Leben — gebettelt; allein nicht bei Fremden, sondern bei Verwandten, ehemaligen Freunden; und auch in der Form modificirt: um ein Darlehen nur, um eine momentane, bald wieder zurückzuerstattende Aushilfe.

Daß sein Mühen — und es war das schwerste seines an Arbeit und Mühe reichen Lebens — nicht von Erfolg begleitet gewesen, zeigten Gang, Haltung, Miene und Blick des Unglücklichen. — —

Von der Wucht seines Elendes niedergedrückt, hatte er

seines Weges nicht, noch seiner Umgebung Acht, bis er, jenseits der Elisabethbrücke durch dichter wogende Menschenfluthen eiliger fortgetrieben, sich plötzlich vor dem „Freihause auf der Wieden“ sah.

Als er dieses Gebäudes ansichtig wurde, schien ihn — mochte nun Schwäche oder Aufregung daran Schuld sein — eine Art von Schwindel zu befallen. Taumelnd fast wankte er dem Holzgeländer zu, welches den Marktplatz gegen die Straße abschließt, und lehnte sich an einen der Pfosten, mit starrem Blicke dabei nach der rechten Seite in die dunkle, flockendurchfegte Luft schauend.

Es war ersichtlich, daß er es ängstlich vermied, die Blicke zum zweiten Male nach dem Freihause zu lenken. —

Daß er überhaupt hierher gekommen, war nicht mit seinem Willen geschehen.

Wenn in seinem von Schmerz und Gram umnachteten Gemüthe überhaupt noch eine Absicht hatte wach werden und sich Geltung verschaffen können: so hatte er, als er der inneren Stadt den Rücken kehrte, allerdings die Absicht gehegt, nach der Vorstadt Wieden zu gehen. — Dort war seine Wohnung, dort weilten ihm Weib und Kinder.

Aber dieser Ort, nach dem es ihn zog, und vor dem er scheu zurückbebte — mußte er doch ohne Geld, ohne Brod, ohne Hoffnung zurückkehren zu den hungernden, kranken Kindern, zu der verzweifelnden, ach! so tief, tief unglücklichen, treuen Lebensgefährtin — lag ziemlich weit entlegen von der Grenzmark zwischen Stadt und Vorstädten; und um dahin zu gelangen, wäre er sicherlich der Wiedner

Hauptstraße, vielleicht auch der Allee- oder Heu-Gasse gefolgt, nimmer aber der Margarethenstraße, die ihn in die Nähe des von ihm gemiedenen, gehaßten Freihauses führen mußte: wenn er eben nicht gänzlich seines Weges, seines Zieles vergessen gehabt hätte, wenn er nicht willenlos und maschinenmäßig dem ihn umdrängenden Hauptstrome der Menschenmenge gefolgt wäre.

Nun sah er sich plötzlich, aus seinen wirren, trostlosen, entsetzlichen Träumen erwachend, vor dem Hause, das er unter all' den Tausenden Häusern Wiens am wenigsten sehen, gerade heute, gerade jetzt am meisten meiden wollte.

Während einiger Augenblicke blieb er starr und regungslos, in seine Gedanken versunken stehen, indem er den schneegekrönten Pfosten für seinen müden Körper zum Stützpunkte nahm.

Endlich hob ein schwerer Seufzer seine Brust. Er fuhr sich mit der behandschuhten — freilich nur mit einem ehemals weißen, zerrissenen Glacéhandschuhe bekleideten — Hand über das zuckende, von innen tobendem Gefühlskampfe entstellte Antlitz. Er preßte dann die Hand gegen die Stirne. Er dachte neuerdings nach.

Er war an dem von ihm erreichten Orte allein. Die Menge trieb jenseits des Marktplatzes, jenseits des Holz-Geländers vorüber. Niemand hatte wohl Lust, dem Armen die wenigen Schritte in die schmale Gasse hineinzufolgen, die, zwischen den Geländern, von der Hauptstraße ab zu der Ecke des Freihauses, zu dem dort sich befindlichen Wirths-Hause führt. — Wäre der Mann aber auch nicht allein

gewesen, so hätte er dennoch vielleicht eben so den in ihm drängenden Gedanken, den kämpfenden Gefühlen Ausdruck gegeben, wie er es jetzt wirklich that. — Bei heftigen Affecten kleiden sich die Gedanken leicht in Worte, wenn auch nur in leise, gemurmelte Worte.

„Der Zufall?! — Ja! Dies würde die Menge Zufall nennen! — Oder Schicksal, Vorsehung, höhere leitende Hand?! — So sagen die Frommen. Ich glaube nicht, daß ich je besonders fromm war — wenigstens nicht, was die Leute so nennen. Aber ich glaube dennoch an eine Vorsehung, das heißt, ich glaubte — denn jetzt, jetzt — — — O, allmächtiger Gott, kann ich denn jetzt noch glauben, daß es etwas Anderes als toller, wahnwitziger Zufall ist, der unsere Schritte, unser Thun, unser Geschick lenkt! — —“

Er hielt einen Augenblick inne. Ein heftigerer Schauder durchrüttelte ihn. — Er strich dann wieder seine feuchten, an der Haut klebenden Haare aus der Stirne. Er drückte den zerknitterten Hut fester auf's Haupt. — Der Sturm wüthete hier an der Ecke mit verdoppelter Gewalt. — Der arme, schwache Mann konnte sich bei einzelnen, jähen Windstößen kaum aufrecht erhalten.

Dennoch verließ er seinen Standpunkt nicht. — Er war wider seinen Willen und seine Absicht durch den Zufall hierhergeführt worden. Er fühlte in tiefinnerster Seele den Drang, sich sofort, ohne Zögern, von hier wieder zu entfernen. Auch von außenher schien er dazu durch den Sturm gezwungen zu werden. Und dennoch blieb er.

Ein leiser Hoffnungsschimmer, der sich eben an dieses Haus, vor dem er nun stand, der sich an den Zufall knüpfte, der ihn hergeführt, hielt ihn zurück. — Wenn es nun kein Zufall, wenn es Gottes Hand war, die seine Schritte gelenkt?! — Wenn er, der Verzweifelnde, eben in seiner dadurch bedingten Willenlosigkeit der Rettung zugeführt worden wäre!

Konnte ihm diese Rettung nicht eben dort oben werden, in den lichten, freundlichen Gemächern, deren hell erleuchtete Fenster durch Nacht und Schneegestöber so verheißend, anlockend herniederstrahlten, und zu welchen er nun doch, seines früheren Widerwillens ungeachtet, hinaufschauen mußte? — Konnte ihm eine wirkliche, ausreichende Hilfe überhaupt irgendwo anders werden, als gerade in diesem Hause, vor dem er — und zwar aus nur zu triftigen Gründen — scheu zurückbebte; scheu und zornig und verzweifelnd — und dann doch wieder hoffend, sehnend, verlangend zu ihm hinschaute?!

Der Kampf zwischen dem Gedanken, dem blinden Zufalle anheimgegeben zu sein, und jenem, von einem versöhnenden Schicksal geführt zu werden, zwischen dem Gefühle der Hoffnung und dem der Furcht tobte noch immer in des Unglücklichen Seele.

Endlich schien er zu einem Entschlusse zu gelangen.

„Es muß sein! — — Es wird sich wohl sogleich entscheiden, ob Gott, der ja Niemand verlassen soll, oder ob ein hämischer Zufall meine Schritte hierher gelenkt; entscheiden, ob ich Recht gehabt, dies Haus zu fliehen, oder

ob das Gran von Hoffnung — ja, ja, ich Thor hoffe ja dennoch wieder — mich nicht getäuscht! — — Muth, Muth! — Elender Stolz, Bettelstolz, Verbrecher an meinem Weibe, meinen armen Würmern, bäumst Du Dich schon wieder! Hernieder mit Dir in den Staub, in den Koth! — Was zittere ich?! — Will ich denn ein Verbrechen begehen, weil ich Ehr- und Scham-Gefühl von mir streife — wie der Ertrinkende die hindernden Kleider?! — Ja wohl, Ertrinkender, der ich bin — dort zeigt sich noch ein Strohhalm — ha, ha, ha! — und nach dem lange ich, lange ich, der geschworen, nie wieder meinen Fuß über jene Schwelle zu setzen! — Aber mein Weib, meine — — — fort da, was noch Mann in mir! Ich darf jetzt nur ein kriechender Wurm sein — wenn ich sie, sie retten will!"

Es war eine Art von wahnsinniger, willkürlicher Schlußfolgerung, die der Mann hier machte. — In klarer, ungetrübter Stimmung hätte er wohl nicht mittels plötzlicher Regung umgestoßen, was sein Verstand ihm früher als feste Norm erbaut, was sein Ehrgefühl als unübersteiglich scheinende Schranke vor ihm gezogen. — Denn sein Verstand hatte ihm hundertmal gesagt, daß er von dem Manne dort oben, seinem nächsten Blutsverwandten allerdings, zu dem er nun dennoch ging, keinerlei Hilfe zu gewärtigen habe; sein Ehrgefühl hatte sich immer und immer wieder dagegen gesträubt, noch einen, einen letzten Versuch zu wagen, den hartherzigen Menschen zum Beistande in seiner verzweifelten Lage, zur Hilfeleistung für Frau und Kinder zu bewegen, nachdem Jener ihm vor

noch nicht gar zu langer Zeit auf die empörendste Art jegliche Hilfe verweigert hatte.

Der Unglückliche, dessen Geist jetzt gebrochen, dessen Gefühle sich nur mehr in der Einen, gewaltigen Regung concentrirten, für die lieben, lieben Menschen, die ihre ganze Hoffnung allein auf ihn gesetzt hatten, für Weib und Kinder, Brod zu verschaffen: dieser Unglückliche fühlte gleichwohl, als er nun langsam, zögernd, seine Schritte dem Freihause zuwandte, daß es nur ein Strohhalm war, nach welchem er verzweifelnd griff, und daß er sich nutzlos demüthige. — Aber er that dies ja für das Liebste, Theuerste, was ihm noch auf Erden lebte, was ihn selbst noch an die Erde fesselte. — —

Endlich hatte er den spärlich beleuchteten Thorweg erreicht. Abermals hielt er an. Abermals kostete es ihn einen schweren Kampf, ehe er seinen Gang fortsetzen konnte. Dann aber that er dies schneller, hastiger. — Ohne sich umzusehen, ohne anzuhalten, durchschritt er einige der von aufgethürmten Schneemassen unwegsam gemachten Höfe. — Er trat durch die ihm wohlbekannte, offene Hausthüre, eilte über den Flur, über die Treppe — und stand endlich tief aufathmend vor dem Klingelzuge, dessen polirten Metallknopf er mit bebender Hand ergriff.

Die Thüre, an deren Pfosten er sich dennoch, des aufgewandten letzten Kraftrestes ungeachtet, lehnen mußte, war von dunkelpolirtem Eichenholze, mit Schnitzwerk und mit einer zierlichen Metallplatte versehen, auf welch' letzterer der Name des Wohnungsinhabers eingravirt war.

Dieser Name aber — welch' häßliche, unfreundliche Erinnerungen erweckte er in dem Einlaßbegehrenden und nun doch wieder den raschen Entschluß Bereuenden! — „Wenzel Nowak." Daran knüpfte sich so viel Feindliches, Hämisches, Niederdrückendes für den Armen. Und doch auch wieder Freundliches, Versöhnendes, Wohlthuendes. Denn der Name „Nowak" war ja auch der Familien-Name seiner längstverstorbenen Mutter gewesen, an die er nicht denken konnte, ohne ihr mildes, verklärtes Bild und mit diesem die glücklichen Tage der Kindheit, die frohen der Jugend wieder vor seine Seele zu zaubern.

Er behielt indessen nicht viele Zeit, seinen Erinnerungen, trüben oder freundlichen, nachzuhängen. — Fast unwillkürlich hatte er, gleich nachdem er vor der Thüre angelangt, heftig an dem Griffe des Glockendrahtes gezogen. Dem Zeichen war ungebührlich lange keine Folge gegeben worden. Er hatte dessen nicht Acht gehabt. Und nun kam ihm der Oeffnende doch zu frühe. — Er zuckte scheu und ängstlich fast zusammen, als er die nahenden Schritte, das Kreischen des Schlosses vernahm, als sich die Thüre öffnete.

Es war ein Livréediener, der auf der Schwelle erschien. Er warf dem Außenstehenden einen erstaunten erst, dann hämischen gleichzeitig und trotzigen Blick zu. Dann aber verzog ein breites Grinsen seine, gemeine Gesinnung verrathenden, Züge.

„Hm! Sie sind's! — — Habe lange nicht die Ehre gehabt, Sie anmelden zu dürfen, Herr Ernst."

Ueber des Angeredeten bleiche und abgehärmte Züge flog bei diesen, mehr durch Ton und Ausdruck, als durch ihren Inhalt Bedeutung gewinnenden und verletzenden, Worten eine jähe, flammende Röthe.

Es mochte Scham sein oder Zorn, oder Beides im Vereine.

„Ist mein Onkel zu Hause?" — brachte er endlich, gewaltsam sich fassend, über die jetzt wieder blutleeren, vertrockneten Lippen.

„Wie meinen Sie?" — war die spöttischhöfliche Antwort.

„Ihr versteht doch deutsch, Bursche! — Ob Herr Nowak zu Hause ist, frage ich."

„Herr von Nowak?! — Hm — — 's ist wohl möglich; aber ich weiß es nicht."

Ernst wollte ob der Unverschämtheit des Bedienten aufbrausen. Allein eine Erinnerung an den Zweck seines Kommens zwang ihn zur Ruhe. Kannte er außerdem nicht diesen Menschen? Nicht die Art und Weise des ihm zu Theil werdenden Empfanges von früher her?

„Sie wissen es nicht?! — Auch gut! — So erkundigen Sie sich."

Der Diener hatte den Neffen seines Herrn boshaft lächelnd beobachtet. Er hatte noch immer die Schnalle der nur halbgeöffneten Thüre in der Hand behalten. Er machte auch jetzt keine Miene, dieselbe weiter zu öffnen oder den außen Befindlichen zum Eintritte aufzufordern. — Aber er ließ sich doch zu einer Antwort herab.

„'s ist mir wirklich leid, daß Sie sich in dem Wetter herbemüht haben. — Es muß draußen recht garstig sein! — Man hört den Wind pfeifen und Sie bringen ja eine ganze Fuhr Schnee mit, Herr Ernst! — Ich bedauere Sie wirklich vom Herzen!"

Die Stirnadern Ernsts waren zum Zerbersten angeschwollen. Seine Zähne preßten sich scharf auf einander. Aber er vermochte es noch einmal über sich, ruhige Worte — wenn auch mit bebender Stimme — zu sprechen.

„Ich danke für Ihre Theilnahme. — Aber wollen Sie wohl so gefällig sein, meinen Wunsch zu erfüllen?!"

Der Bediente zuckte mit den Achseln. — Er sah dabei mit höhnischem Lachen und bezeichnendem Augenblinzen zu einigen Mädchen hinüber, die eben aus anderen Wohnungen den Gang entlang und an Herrn Ernst vorüberkamen.

Letzterer bemerkte dies nicht. Auch nicht das Kichern, das hinter ihm, in Beantwortung des Bedientenspaßes, der jenen Nymphen vom Röhrbrunnen wohlverständlich war, laut wurde.

Ernst hatte ein anderes Lachen vernommen. Dazu einige Worte von ihm wohlbekannter Stimme. — Beide Töne drangen aber aus den inneren Wohnräumen seines Onkels, aus dem Zimmer wohl, das der Eingangsthüre gegenüber, von dieser durch ein geräumiges Vorzimmer getrennt, lag.

„Das ist's ja eben" — ließ sich endlich der galonirte Schlingel, und zwar jetzt mit doppelt lauter Stimme, vernehmen; denn auch er hatte jene Töne gehört. — „Deshalb gerade bedauere ich Sie, weil Sie den weiten Weg umsonst gemacht haben. Herr von Nowak ist ausgegangen — ich erinnere mich dessen jetzt ganz bestimmt!"

Der wohlgeschulte Lügner hätte vielleicht noch weiter gesprochen und die Dienstmädchen, die auf der obersten Treppenstufe angehalten, noch mehr gekichert: wenn nicht Ernst, der sich nicht länger zu beherrschen vermochte, mit einer eben so heftigen als unerwarteten Bewegung den Bedienten zur Seite gestoßen, die Thüre weit geöffnet hätte und nun mit raschen Schritten dem Zimmer, aus welchem er seines Onkels Stimme vernommen, zugestürmt wäre.

Aber er kam nicht weit. Nach wenigen Schritten schon war Xaver, der treue Diener seines Herrn, an des Eindringlings Seite; und wieder nach einer Secunde hatte er ihm den Weg vertreten und rief:

„Ah — jetzt wird mir der Spaß aber zu toll! — Für was bin ich denn vom Herrn hierher gestellt, wenn ein jeder Vaga — — ein jeder Mensch mir nichts, dir nichts hier eindringen könnte!"

„Frecher Bursche! — — Vergiß nicht, mit wem Du . . . ."

„Ach was, ich vergesse gar nichts! — Verstanden?! — Ich hab' auch nicht vergessen, daß mir der Herr verboten, Sie jemals wieder bei ihm vorzulassen. — So, jetzt wissen Sie's — und nun machen Sie, daß Sie —"

Er wurde in seiner Rede unterbrochen. — Die Zimmerthüre öffnete sich hastig und ein aufgedunsener, stark gerötheter Kopf streckte sich durch die schmale Spalte zwischen Thürstock und Thüre.

Es war das würdige Haupt des würdigen Herrn Nowak.

„Was gibt's da? — Was ist hier solcher Lärm? — Zum Henker auch! — — Kann denn ein Wiener Bürger in jetziger Zeit nicht einmal mehr in seiner eigenen Wohnung — — —"

Der Wiener Bürger unterbrach sich selbst. Er preßte sich schnell gänzlich zur Thüre hinaus und schloß dieselbe vorsichtig hinter sich. Er wollte zweifelsohne vermeiden, daß sein Neffe — erst jetzt hatte er denselben, der früher im Schatten eines großen Schrankes gestanden und eben vorgetreten war, erkannt und wahrscheinlich deshalb seinen angefangenen Satz nicht vollendet — einen neugierigen Blick in das Zimmer werfen könne. Vielleicht wollte er dessen gegenwärtigen Inhalt auch selbst vor dem Bedienten verbergen.

Herr Nowak war ein prächtiges Exemplar von einem Menschen, wenn man nämlich diese oberste und edelste Gattung von Geschöpfen, gleich Mastochsen oder Zucht-Schweinen, nach Körperfülle und Gewicht schätzen wollte. — Der Umfang seines Körpers war selbst im Verhältnisse zu dessen Höhe — und er mochte immerhin volle sechs Fuß und darüber in seinen Schuhen stehen — außerordentlich beträchtlich, obgleich seine jetzige Kleidung, ein weitfaltiger,

seidener Schlafrock von tadelloser Eleganz in Stoff und Schnitt, die allzugroße Fleisch- und Fett-Fülle vortheilhaft versteckte. Das Angesicht glich einem kolossalen Kartoffel in Burgundersauce, welchem die borkige Schale mit den Keimen und Setzaugen zu nehmen man vergessen hatte. — Dabei hatte dieser unappetitliche Kartoffel — wenn man ihn einer genaueren Besichtigung unterzog — dennoch unverkennbare Aehnlichkeit mit einem grimmen, zähnefletschenden Bulldogskopf.

Diese liebenswürdige Gestalt mit dem küssenswerthen Antlitz trat jetzt — die Hände in den Taschen des Schlafrockes bergend — langsamen und feierlichen Schrittes auf Ernst zu, der, bei dem unerwarteten Anblicke seines Oheims befangen, unschlüssig und beschämt in den Schatten des Schrankes sich zurückziehen wollte.

„Ah so — wir sind hier!" — machte Herr Nowak, indem er seine kleinen, grünlichgrauen Aeuglein starr auf den Neffen richtete und ihnen durch Zusammenzwinkern der wulstigen, rothen Augenlider einen Ausdruck geben wollte, den sie nicht hatten: den der Ueberlegenheit, der Verachtung, der würdevollen Herablassung. — Jeder Mensch drückt seine Gefühle oder das, was er dafür gelten lassen will, auf seine eigene Art aus.

„Und was wollen wir denn hier, Herr — Herr Bankerottirer, wenn man fragen darf, he?!" — fügte er langsam und mit erhobener, tiefe Kränkung bekunden sollenden Stimme hinzu, als Ernst stumm blieb.

Jetzt aber hatte Nowak das Zauberwort gesprochen,

das Jenen aus dem Banne seiner Befangenheit löste. — Mit festem Schritte trat Ernst vor seinen Onkel, schaute ihm, den Kopf stolz erhebend, voll in's Angesicht und rief:

„Sie sind meiner Mutter Bruder, Herr! und deshalb kann ich Sie, darf ich Sie für das eben ausgesprochene Wort nicht züchtigen, wie Sie es verdienen!"

„Ho, ho! — — Ei seht doch, ei — — —"

„Aber sagen will ich Ihnen" — fuhr Ernst fort, ohne sich durch die Unterbrechung stören zu lassen — „vor diesem Zeugen hier sagen, daß es eine Niederträchtigkeit ist, einen unglücklichen, aber ehrlichen Mann — ich will gar nicht davon reden, daß er Ihr naher Verwandter ist — als Bankerottirer, als Betrüger hinzustellen; obgleich Sie, gerade Sie, am besten wissen, daß dies eine nichtswürdige Lüge ist!"

„Ah — so! — — Und um mir dies zu sagen, ist der „ehrliche Mann" hierher gekommen?!"

Ernst fuhr bei diesen höhnisch betonten Worten erschreckt zusammen. Er hatte im Augenblicke der Aufregung, hingerissen von gerechtem Zorne, der Absicht, die ihn hergeführt, gänzlich vergessen. — Er hatte vergessen, daß er sich vorgenommen, Ehrgefühl und Manneswürde über Bord zu werfen, um als kriechende Creatur sich eine Gnade von dem reichen Manne zu erbitten — zu erbitten für das hungernde Weib, für die kranken, verschmachtenden Kinder.

Er hatte, bestürzt und dennoch zornbebend, keine Antwort auf des Oheims Frage.

Dieser hatte sie für ihn. Er hatte auch ein boshaftes Lachen, ein scheußliches Grinsen dazu in Bereitschaft.

„Nun, wenn der ehrenwerthe Herr Ernst nicht weiß, warum er hergekommen, warum sich der Fabrikant vom Diamantengrund herabgelassen, die schlichte Wohnung seines unterthänigen Dieners mit seinem Besuche zu beehren; wenn er dies nicht weiß, so kann ich es ihm vielleicht sagen. — Glauben wir nicht — he! — daß ich's kann? — Wollen sehen! — Wir sind hergekommen — all' unseres so wohlberechtigten und gutkleidenden Stolzes ungeachtet — um den reichen Oheim, der seine Hand von der aus der Art geschlagenen Brut längst zurückgezogen, anzubetteln — — ja wohl, starren Sie mich nur an! — anzubetteln!"

„Herr! —"

Ernst vermochte, übermannt von Zorn, Scham, Verzweiflung, nicht mehr als dies Eine Wort hervorzustammeln. Aber wenn er auch mehr hätte sagen wollen, wäre er doch nicht dazu gekommen, da Herr Nowak nach einem sich zum Athemholen vergönnten Momente fortfuhr:

„Nicht wahr, ich hab's errathen, was Sie auch dagegen sagen und deuten wollen?! — — Oh, wir kennen uns ja — und ich weiß ziemlich genau, wo uns der Schuh drückt — he! — — Es ist ja schon öfters dagewesen, daß man sich zu einer Bitte an der „Mutter Bruder" herabgelassen, und eben so oft, daß dieser nichts gegeben hat, dieser Tyrann, dieser Hartherzige, dieser Bösewicht — nicht wahr? — nicht einen Kreuzer gegeben hat! —

Indessen, viele Tropfen höhlen endlich einen Stein aus — — und die Thränentropfen meiner theueren Verwandten haben allgemach auch diesen Stein hier — so nennt Ihr ja wohl mein Herz? — weich gemacht. — Ich will Ihnen dies beweisen. Sie sollen heute nicht ohne Geschenk von mir gehen — danken Sie es meiner heutigen, so außergewöhnlich für Rührscenen empfänglichen Stimmung! — Jawohl, ich bin heute in der richtigen Aschermittwoch-Stimmung, zerrüttet, reuig und bußfertig; obgleich ich dessenungeachtet später auf den Ball in's Theater an der Wien fahren will."

Ernst wußte kaum, was um ihn vorging, was mit ihm geschah. Sein Kopf schwindelte, sein Gehirn hatte die Denkfähigkeit verloren. — Sollte er wirklich hoffen dürfen? Sollte er in der That Hilfe finden für Weib und Kind? Hatte die höhere Hand, die ihn hierhergeführt, endlich Mitleid mit seinem Elende? — — — Oder waren des Oheims Worte nur Spott und Hohn?

Er wußte nicht, was er denken, was er sagen sollte. Nur unarticulirte Laute drangen über seine Lippen.

„Oh — schon gut, schon gut!" — sagte Ehren-Nowak in demselben früher angenommenen süßlichen Tone. — „Nur keinen Dank — weder jetzt, noch später. — Apropos „später"! — Ich glaube überhaupt, daß Sie später, das heißt, zu irgend welcher Zeit, nicht mehr zu mir kommen werden. Was Sie jetzt erhalten, wird genug sein für Sie und Ihre Familie — verstehen Sie! — für immer genug sein! — Und nun warten Sie einige

Augenblicke! Ich werde Ihnen das Versprochene durch meinen Domestiken heraussenden!" — —

Und ehe Ernst noch ein Wort erwidern hätte können, verschwand sein Oheim durch eine auf den Vorplatz führende Thüre, doch nicht durch jene, aus welcher er zuerst getreten.

Xaver begleitete seinen Herrn. — Der von Furcht und Hoffnung, von Scham und Zorn Gefolterte blieb allein zurück.

Allein mit sich, seinen wildkreisenden Gedanken, seinen streitenden, kämpfenden, stürmenden Gefühlen. — Allein während fünf, sechs Minuten.

Endlich öffnete sich die Thüre wieder, durch welche Herr von Nowak, wie ihn sein Diener adelte, und dieser verschwunden waren. — Xaver erschien auf der Schwelle, trat langsam, zögernd auf Ernst zu.

In seinen breiten, rothen Händen trug er eine ziemlich große, schön gearbeitete Holzcassette.

Der Gesichtsausdruck des Burschen war nun ein anderer, wie früher. Das Hohnlächeln war aus den gemeinen Zügen verschwunden; ebenso die Bedientenkeckheit. — Dafür trugen sie jetzt ein Gemisch von erzwungener Freundlichkeit, innerem Grimme, Neid und Neugierde zur Schau.

Er überreichte die Chatoulle dem bei so unerwartetem und gleichzeitig so verheißendem, glückkündenden Anblicke fast vor Freude Bestürzten, im ersten Augenblicke jeder Bewegung, jedes Wortes Unfähigen. — Der Diener

mußte seine Last noch einige Zeit selbst halten, bis der Wonnetaumelnde soweit Herr über sich wurde, Jenem das Geschenk des Onkels abnehmen zu können.

Das Kästchen war nicht leicht, wie Ernst jetzt zu seiner neuen Ueberraschung gewahr wurde. — Wenn es Geld enthielt, woran er nun doch kaum mehr zweifeln konnte, so mußte es baare Münze sein: Gold, Silber. — Oder doch vielleicht auch nicht! — Es müßte ja eine vollkommene und unbegreifliche Veränderung in des Oheims Charakter vor sich gegangen sein, wenn er so plötzlich nicht nur Geld, viel Geld, sondern dies auch noch in klingender Münze gespendet hätte. Dies war unwahrscheinlicher, als alles Andere. Freilich war alles Andere, die Großmuth Nowaks, das Geschenk an und für sich, schon unwahrscheinlich, unglaublich genug. Indessen war es ja unbestreitbar trotz Allem und Allem in Ernsts Händen. Aber Gold, Silber? — Vielleicht war die Cassette nur mit Kupfer-Kreuzern gefüllt! — Vielleicht hatte sich der Oheim dabei doch auch noch einen „kleinen Spaß" machen wollen!

Wie dem sein mochte: Ernst konnte sich ja sofort von der Wesenheit des Geschenkes überzeugen. Er hatte nur nöthig, das Kästchen zu öffnen. Es war allerdings verschlossen, aber der Bediente hatte ihm auch den kleinen, zu dem zierlichen Schlosse passenden Schlüssel überreicht.

Mit zitternden Fingern ergriff er denselben, wollte ihn an das Schloß stecken.

Er hatte doch wieder Bedenken, freilich nur für einen Augenblick. — Es wollte ihm unziemlich erscheinen, das

Geschenk gleich hier, in directer Nähe des Spenders, zu untersuchen, nach seiner Form, seinem Werthe zu ergründen. — Es war dies zweifelsohne unzart, gierig, gemein. — Allein wenn auch: war solches in seiner Lage nicht begreiflich genug, nicht verzeihlich?

Xaver hatte die Absicht des Freudeglühenden, hatte dessen Zögern und dann doch wieder sein Zurückkommen zur ersten Absicht bemerkt. Er trat, dieselbe unausführbar zu machen, in demselben Augenblicke dazwischen, als Ernst neuerdings den Schlüssel an das Schloß brachte.

„Lassen Sie das jetzt gut sein, Herr Ernst!“ — sagte er, seine Hand auf des Angeredeten Arm legend, mit unsicherer Stimme, aber ärgerlicher Betonung. — „Mein Herr will nicht, daß Sie das Kästchen hier öffnen, verstanden! — Er will es nicht, und läßt Ihnen sagen, Sie möchten sich damit so schnell wie möglich zum Teufel scheeren und sich nie wieder hier blicken lassen!“ — In seinen Gedanken setzte der Bursche hinzu: „Das ist doch einiger Trost für mich. Was dem Alten heute durch den Kopf gefahren sein mag, daß er sich gegen den verhaßten Menschen so splendid gezeigt, begreife ich ohnedem nicht. — Aber wissen möcht' ich doch wenigstens, was er ihm geschickt hat, was das Kästchen enthält. — Verdammter Auftrag das; und verdammter Einfall, ihm verbieten zu lassen, das Ding da sogleich aufzumachen!“

Nicht nur seine Bedientennatur brachte es übrigens — um gerecht zu sein — mit sich, daß Xaver in diesem Falle neugierig war. Er hatte noch ganz absonderliche Veranlassung

dazu. Es konnte ihm nämlich aus später klar werdenden Gründen durchaus nicht gleichgiltig sein, wie viel des in jenem Augenblicke zu Hause aufbewahrten Geldes Herr Nowak verschenkt; und dessen treuer Diener hätte es auch gewiß, um seine Neugierde zu befriedigen, unterlassen, Ernst am Oeffnen des Kästchens zu verhindern: wenn er nicht gewußt hätte, daß sein Herr durch ein Schubfenster in der Thüre den ganzen Vorgang mit ansehe.

Was in Ernsts Innerem vorging, läßt sich ungefähr ermessen, wenn man dessen vorherige verzweifelte Lage und deren plötzliche, unverhoffte Wendung zum Besseren erwägt; dabei aber nicht vergißt, daß er an diese Wendung, da er seinen Oheim nur allzugut kannte, noch immer nicht recht zu glauben vermochte und daß er deshalb über den Inhalt des Kästchens noch mancherlei Bedenken hegte.

In seiner Aufregung überhörte er gänzlich die beleidigenden Aeußerungen des Bedienten. Er verstand nur, daß er hier und sofort nicht erfahren könne, was ihn so ausschließlich interessirte. — Er verließ, ohne Gruß an den Diener, ohne ein Wort mehr zu verlieren, fast taumelnd in tiefster Erregung und nur auf das Kästchen Acht habend, das seine Hoffnungen barg und das er zitternd gegen die Brust drückte, die Wohnung seines Oheims, deren Thüre sich sofort hinter ihm schloß. —

Einige Minuten später fand er sich außerhalb des Freihauses, auf dem schneebedeckten Platze zwischen diesem und dem Wienufer. Wie er durch die Höfe, durch das gegen Norden gelegene Thor dieses kolossalen Gebäudes gekommen,

wie er die Straße und mitten durch den Schneewall die Hälfte des Platzes überschritten, wußte er kaum. Er kam erst zum Bewußtsein seiner Lage und zur Kenntniß seiner Umgebung, als er gegen eine Barrière prallte, die hier — jetzt von fußhohem Schneelager fast verborgen — den Marktplatz von der Fahrstraße scheidet.

Einen Augenblick hielt der vom raschen Laufe Keuchende nun seine Schritte an. Er überlegte, wohin er dieselben jetzt lenken solle; und er hatte wohl Ursache, dies zu thun.

Wenn er so, seiner Wohnung zu, fortstürmte, wie er es jetzt gethan: war Zehn gegen Eins zu wetten, daß er in der nächsten Straße schon von einem Sicherheitsorgan angehalten und auf's Commissariat gebracht werde. Sein Aussehen war im jetzigen Augenblicke nicht gerade vertrauenerweckend; und die glänzende, schimmernde Chatoulle unter seinem Arme nicht recht zu dem Anzuge passend. Ohne Zweifel würde man eher vermuthet haben, daß er dieselbe gestohlen, als daß er sie zum Geschenk erhalten habe; und wenn sich nach seiner Verhaftung das Irrthümliche derselben auch wohl herausgestellt, so wäre jene doch nicht gerade angenehm gewesen.

Diese Besorgniß erwachte also in Ernst; aber er hatte eigentlich kein Mittel, das immerhin Drohende abzuwenden. — Er mußte das Kästchen offen und unverhüllt nach Hause tragen; er hatte ja keinen Mantel, es zu verbergen, kein Geld, einen Wagen zu miethen und mit dem — — — Doch halt! Hatte er denn wirklich kein Geld?! Hatte er

denn nicht des Kästchens Inhalt, der sein war, sein —! Welche Wonne durchströmte ihn bei diesem Gedanken; welche Seligkeit bei dem weiteren: seiner Lieben jetzt noch so schreckliches Geschick binnen wenigen Augenblicken in ein freundlicheres, vielleicht wirklich glückliches, umwandeln zu können! — Denn so viel enthielt das Kästchen doch jedenfalls, um es Ernst zu ermöglichen, sich und die Seinen für die nächste Zeit, bis er sich wieder von seiner kaum überstandenen Krankheit gänzlich erholt, bis er selbst wieder Arbeit und Brod gefunden, vor Nahrungssorgen zu schützen.

So dachte Ernst und sein Denken ging bald in Träumen über. — Und er träumte von Glück und Zufriedenheit, die wieder einkehren sollten in seine Familie; von Gesundheit und Kraft, die wieder zurückkehren sollten in die ausgemergelten, erschöpften Körper seiner Lieben; von Arbeit, die er erhalten würde, sobald er sich in anständiger Kleidung um solche bewerben konnte: von einem Neuaufbaue mit Einem Worte seines in jähem Sturze zertrümmerten Lebensglückes.

Und er träumte, bis ihn die Folgerungen seiner Phantasiegebilde wieder zurückführten zu dem Gegenstande, von dem sie ausgegangen, zu dem Kästchen, dem sie entstiegen und das ihnen zur Basis diente.

Er schrak empor. Er hatte zu lange geträumt — des schrecklichen Schneesturmes ungeachtet unter freiem Himmel geträumt — zu lange gezögert. Und während dieser verlorenen Minuten litt, härmte sich, duldete zu Hause sein Weib, hungerten seine Kinder.

Er raffte sich auf. Er schaute um sich. — Zum Glücke für seine momentane Sicherheit war er allein; Niemand in der Nähe.

Aber er mußte fort, unter die Leute, auf die belebtesten Straßen. Dies konnte nur in einem Fiaker, in einem Comfortable geschehen. Dazu brauchte er Geld. Dieses enthielt das Kästchen. Also mußte er es öffnen, die nothwendige Münze herausnehmen. Er hatte ja den Schlüssel; er konnte es öffnen. Aber nicht hier, wo jeden Augenblick Menschen kommen, ihn für einen Dieb, einen Einbrecher halten, ihn verhaften lassen konnten.

Er mußte eine abgelegenere Stelle suchen. Weiter unten an der Wien waren solche Strecken, jenseits der Elisabethbrücke. Dort, wo die neue Bauaera vorläufig eine Wüste geschaffen, dorthin mußte er sich wenden.

Dorthin eilte er auch wirklich. — Das Kästchen, so gut es eben anging, unter dem schnell geöffneten leichten Sommerrocke halb verborgen, schlich er an dem Gitter des Wienufers bis zur benannten Brücke, überschritt diese — gleich einem Verbrecher den Moment erspähend, da der dort stationirte Polizeiposten nach anderer Richtung schaute — der Länge nach und verschwand, am Stadtufer der Wien angelangt, in jenem wüsten, abschüssigen Uferwege, der zwischen Bäumen und Gesträuchen, zwischen Kehricht-Haufen und Schmutzlagerstätten, hart am Wasserrande hin der Mondscheinbrücke zuführt. —

Der Polizeisoldat, welcher, des Sturmes und Schnee-Gestöbers ungeachtet, so ruhig und gelassen, als ob er beim

schönsten Wetter patrouillirte, seinen angewiesenen Posten behauptete, hatte den gewiß verdächtig scheinenden Mann, den gerade durch sein ersichtliches Bemühen, ungesehen zu bleiben, doppelt Verdächtigen, nicht bemerkt. Ebensowenig war dies von Seite der Mehrzahl der noch immer zahlreichen Passanten aus und nach der Stadt der Fall gewesen.

Dennoch war Ernsts Erscheinen auf der ziemlich hell beleuchteten Brücke und sein sofortiges Verschwinden auf deren entgegengesetzten Seite nicht unbeachtet geblieben; und der Mann, welcher solche Beobachtung gemacht hatte — nicht in der vorausgegangenen Absicht, zu vigiliren, sondern aus Zufall gemacht hatte — mußte irgend ein Interesse an dem Enteilenden nehmen: da er sofort aus der von ihm früher eingehaltenen Richtung gegen die Wieden zu abbog und seine Schritte ebenfalls nach den Bau-Gründen links von der Kärnthnerstraße wandte. — Oben auf dem neuaufgeworfenen Damme hinschreitend, konnte dieser Mann trotz Dunkelheit und Schneefall den unter ihm am Ufer Forteilenden, wenn auch freilich nicht genau beobachten, so doch sehen; und indem er gleichen Schritt mit diesem hielt, war es ihm möglich, ihn nicht aus dem Auge zu verlieren.

Ernst hatte keine Ahnung davon, daß irgend Jemand seinen heimlichen Gang verfolge. Wohl war er, nachdem er den Schutz der tiefen Finsterniß unter dem Damme erreicht hatte, einen Augenblick stehen geblieben, sowohl um sich, der er mit diesem Wege völlig unbekannt war, zu orientiren, als auch um sich bezüglich seines Allein- und

Unverfolgtseins zu vergewissern. Er sah aber den, eben von einem Baumstamme verdeckten, Mann nicht, der ihm folgte; und er setzte deshalb, ohne Besorgniß in dieser Beziehung, eilig seinen Weg fort.

Bald hatte er — dabei mühsam und nicht ohne Gefahr sich einen Weg durch die pfadlosen Schnee- und Eis-Massen bahnend — den größten Theil des Uferraumes zwischen den beiden Brücken durchmessen und sich dabei zu seinem Schmerze überzeugt, daß er auch hier seine Absicht nicht wohl ausführen könne. Die Dunkelheit war in dem vertieften Wege eine so vollkommene, daß Ernst nicht hoffen konnte, den Inhalt des Kästchens kennen zu lernen, wenn er dieses hier eröffnete.

Aber noch einige Schritte weiter zeigte sich ihm eine passende Stelle. — Dort, wo sich das Terrain wieder zur Mondscheinbrücke emporhebt, reichte der flackernde Schimmer der nächsten Gaslaterne bis zu dem mächtigen Baume, unter dem er nun seine Schritte anhielt.

Noch einmal schaute er um sich. Dann ergriff seine erstarrte Rechte fester den kleinen Schlüssel. — Im nächsten Augenblicke war das Schloß geöffnet und Ernst's linke Hand konnte mit convulsivischer, schneller Bewegung den Deckel des Kästchens emporheben.

Sein Auge hatte gierig den Anblick des Inhaltes erwartet. Metallblitze trafen es. Es war also wirklich Geld, wirklich! — — Er mußte das Kästchen auf den festgeballten Schnee setzen, so zitterten seine Hände. Er warf sich neben dasselbe auf die Kniee. Er griff mit gieriger Hand,

von Dank gegen Gott erfüllt, vor Wonne bebend, hinein. —

Da durchtönte ein heiserer und doch so entsetzlich gellender Schrei das Sturmgebrause.

Es waren Ernst's Lippen, welchen dieser, keiner Menschenstimme anzugehören scheinende Verzweiflungsschrei entflohen. — Es war Ernst, welcher bei der Berührung seiner Hand mit dem Inhalte der Chatoulle entsetzt zurückfuhr und während einiger Augenblicke starr und regungslos in seiner halb liegenden Stellung auf dem Schnee verblieb.

Dann schnellte er, wie von unsichtbarer Gewalt in die Höhe geschleudert, empor. — Er taumelte aber wieder gegen den Baumstamm. Er mußte sich an diesen stützen. Er preßte sein Haupt zwischen den geballten Händen; und unarticulirte Töne, so wild, so schaurig, wie sie selten einer Menschenbrust entquellen, entrangen sich seinen fest zusammengepreßten Lippen.

Das Kästchen stand mit zurückgeschlagenem Deckel auf dem Schnee. — Wie ein schärferer Windstoß jetzt die fallenden Flocken zerstiebte und das Laternenlicht voller, ungehemmter auf die Böschung herunterfallen konnte; wie es genauer und deutlicher das Kästchen und dessen Inhalt erkennbar machte: fielen Ernst's Blicke, der sich endlich seinem ersten Wuth- und Schmerz-Ausbruche entriß, auf das Geschenk seines Oheims.

Dort lag es, wie er es nach dem Tasten seiner Hand nicht anders vermuthen hatte können, in der Gestalt eines

Revolvers, welcher ihn hohnlachend aus seiner zierlichen Sammtunterlage anzugrinsen schien.

Derselbe Windstoß, welcher dem Unglücklichen für einen Moment das genaue Erkennen dieses teuflischen Geschenkes möglich gemacht, hatte ihm auch einen Papier-Streifen in's Antlitz gejagt, der auf dem Revolver in dessen niedlicher Behausung gelegen.

Fast mechanisch, ohne Willen, ohne Gedanken, ohne Bewußtsein — denn Alles, Alles war in diesem gräßlichen Augenblicke der Gewalt solcher unerhörten Enttäuschung gewichen — griff Ernst's Hand nach dem kleinen Zettel, der jetzt feucht an seiner Wange klebte. Ebenso unwillkürlich warf er einen Blick darauf. Er konnte nur erkennen, daß das Papier beschrieben war; aber er durfte wohl annehmen, daß dies von seines Oheims Hand geschehen.

In neuem Verzweiflungsausbruche zerknitterte er es in seiner Rechten. Dann wollte er auf das Kästchen zuspringen, es ergreifen und in das Wasser werfen. — Aber während er einen Schritt vorwärts machen wollte, strauchelte er und stürzte schwer auf das Schneelager hin. — —

Der Mann, welcher Ernst gefolgt war in das sturmdurchwühlte, nachtbedeckte Schnee- und Stein-Chaos hinein, hatte oben auf dem Damme seine Schritte angehalten, als er bemerkt, daß der von ihm Verfolgte stille stand. — Was dieser dort unten eigentlich jetzt begann, wußte er ebensowenig, als was dieser überhaupt vorhatte. — Er konnte von seinem Standpunkte aus etwas Genaues nicht erkennen und wollte diesen Platz nicht verlassen, dem

beobachteten Manne nicht näher schleichen: da er fürchten mußte, in diesem Falle Jenes Aufmerksamkeit zu erregen und dadurch seinen eigenen Zweck — obgleich er einen solchen nur unklar und in vagen Umrissen vor sich hatte — zu gefährden.

Wer dieser fremde Mann auch war: er war Ernst nicht in schlimmer Absicht gefolgt. — Er war ihm auch nicht nachgeschlichen in der wohl zu entschuldigenden Meinung, einen Verbrecher vor sich zu haben, noch Einen, der ein solcher werden wollte. — Er hatte aber Ernst, als dieser unter einem Gascandelaber vorüberhuschte, erkannt. Er war diesem jetzt so unglücklichen Manne schon früher im Leben begegnet; er wußte um seine zerrütteten, unseligen Verhältnisse; und Mitleid, ein unbestimmtes Bangen, seine eigene erregte, tief traurige Stimmung, die ihm ein Ableiten seiner Gedanken von dem bisher festgehaltenen Gegenstande erwünscht machte, hatten ihn veranlaßt, Ernst zu folgen. — —

Dieser erhob sich jetzt, nach minutenwährender Regungslosigkeit, von dem kalten Lager. — Er schüttelte mit, in solcher Lage und solcher Stimmung peinlich berührender, Aufmerksamkeit den Schnee von den armseligen Kleidern. Er hob seinen Hut auf, der ihm beim Sturze vom Haupte geflogen und, an einem hervorragenden Stein sich fangend, Schutz vor der tollen Windsbraut gefunden. Er strich sich seine Haare zurecht, setzte den Hut auf, beugte sich zu dem Kästchen hernieder und nahm dieses an sich. Alles mit derselben beängstigenden Ruhe und Gelassenheit, die nach dem

kaum bestandenen Gefühlssturme unnatürlich, unheimlich erscheinen mußte.

Dann verließ Ernst mit langsamen, doch sicheren und festen Schritten das Wienufer und stieg, die Chatoulle wieder — doch freilich mit welch' veränderten Gefühlen — vorsichtig tragend, die Böschung gegen den Damm hinauf.

Er betrat indessen nicht die Mondscheinbrücke. Er hatte also nicht im Sinne, nach Hause zu gehen. — Er wandte sich der entgegengesetzten Richtung zu. Er verfolgte die nach der Stadt führende Fahrstraße, sich stets an dem Holzgeländer, mit welchem dieselbe flankirt, haltend.

Bei der ersten Gaslaterne, die er auf diesem Wege erreicht, stand er stille.

Er öffnete seine Hand, die den zusammengeballten Papierstreifen gehalten. Er strich den Zerknitterten glatt; dann begann er dessen Inhalt zu entziffern.

Es war wirklich sein Oheim, der diese wenigen Zeilen geschrieben hatte. Sie lauteten folgendermaßen:

„Hier hast Du, was Dir ziemt, elender Bankerottirer, Bettler, Taugenichts! — Fünf Läufe: fünf Schuß! — Alle wohl geladen. — Also genug für Dich, Deine Frau und die beiden Kinder. — Du siehst, wie sorgsam ich an Alles denke. — Bleibt immer noch ein geladener Lauf, ein Schuß übrig. Man kann nicht wissen, zu was dies gut sein mag!"

Unterschrieben war dieser schändliche Zettel nicht. Es war auch wohl ersichtlich, daß die Handschrift eine verstellte

war. — Der Schurke wollte für alle Fälle sicher gehen und sich vorsehen, wenn dies wahrheitsgetreu copirte Schriftstück etwa in fremde Hände fiele.

Ernst hatte diese Zeilen ruhig zu lesen vermocht. Sogar zwei, drei Mal. — Nur eine Art von bitterem Lächeln zuckte über seine jetzt voll beleuchteten, ehernen, in ihrer Unbeweglichkeit die Verzerrung des letzten Verzweiflungs-Sturmes festhaltenden Züge. — Dann schob er das Papier in die Tasche, öffnete zum zweiten Male das Kästchen und nahm den Revolver daraus hervor.

Er besah ihn genau und aufmerksam. Er überzeugte sich, daß er geladen, daß die Zündhütchen auf den Pistons seien. — Dann schaute er eine Minute starr, mit glanzlosem Auge gen Osten in die wogende, schneedurchpeitschte Luft. —

Nach dieser Richtung hin lag seine Wohnung. Dort weilten ihm Weib und Kinder.

Gedachte er in diesem Augenblicke ihrer? — Das plötzliche Aufleuchten seines Auges ließ Solches wohl vermuthen. Und ein wilder, gräßlicher Schmerz zuckte gleich darauf über das bleiche, gramdurchfurchte Antlitz.

Und dennoch erhob er jetzt die Mordwaffe und setzte deren Mündung an seine mit kaltem Schweiß beklebte Stirne! — Dennoch, dennoch — obwohl er wußte, daß er durch seinen Tod den Lieben, Theueren auch die letzte Stütze raubte, die sie noch auf dieser Erde hatten!

Aber welche Stütze?! — Er mußte jäh, grell auflachen, als er daran dachte. — „Ist es nicht besser, daß

sie Niemand mehr haben, auf dessen Schutz und Hilfe sie die mitleidlosen Menschen weisen, sobald sie erfahren, daß die Unglücklichen einen Gatten, einen Vater haben, der ja für sie arbeiten, für sie sorgen kann! Ha, ha! — Arbeiten, sorgen! — Ja, ich will jetzt noch einmal für Euch arbeiten, für Euch sorgen! — Der Selbstmord wird Aufsehen machen, wird besprochen werden, in den Zeitungen, überall! — Man wird Euch aufsuchen, man wird sich von Eurer trostlosen, unverschuldet schrecklichen Lage überzeugen, man wird Euch Hilfe bringen, von Staatswegen, durch die Gemeinde, von Privaten — — und Ihr werdet gerettet sein durch — dieses Geschenk meines braven, ehrenhaften Onkels!“

Ernst hatte, seine Gedanken verfolgend, diesen zuletzt Worte, leise, unheimlich dumpfe Worte geliehen. — Und mit der letzten Silbe hob sich die Waffe, dröhnte der Schuß durch Nacht und Sturm. — — — — — —
— — — — — — — — — — —

Dies war die Detonation, deren wir im Beginne dieser wahren Geschichte erwähnten und welche Niemand gehört hatte; Niemand als der Geist des Sturmes, der — gleichsam wie in grausem Hohnlachen über die schwache und haltlose Creatur — mit hohlem Sausen und gellem Pfeifen über das Land fegte.

Ernst, der Unglückliche, der Selbstmörder, war im Geiste und mit dem Geiste schon dieser Erde entrückt. Jener Mann aber, der dem Beklagenswerthen gefolgt war zum Ufer der Wien, der ihn beobachtet hatte, da er unter dem

Baume die zur vollen Verzweiflung führende Entdeckung gemacht; der ihm wieder nachgeschlichen war bis zu dem Orte, wo er seinen jähen Entschluß — wenn man eine vom Wahnwitze der Verzweiflung eingegebene, gewissermaßen in Abwesenheit der Vernunft auf den erledigten Thronsitz gestiegene, momentane Regung so nennen kann — zur Ausführung bringen wollte; und der, von ihm durch die Straßenbreite getrennt, dessen Vorbereitungen zur gräßlichen That ansichtig geworden war: dieser Mann war — einen einzigen Moment, ehe es zu spät gewesen wäre — aus dem Schneefelde, auf welchem er hinter dem Straßengeländer versteckt gewesen, über dieses, über die Straße zu Ernst hingeflogen und hatte, dessen Arm in jähem Sprunge erfassend, in demselben Augenblicke der erhobenen Mordwaffe eine andere Richtung zu geben vermocht, als jene sich entlud.

Hart an des Retters linker Schläfe streifte die Kugel vorüber. — Jener aber hatte dessen nicht Acht, nicht des Pulverblitzes, der ihm das Gesicht schwärzte und die Haare versengte, nicht des Knalles, der für ihn ungehört verhallte: denn seine Seele bebte — aller Aeußerlichkeit entrückt — unter dem Nachklange der furchtbaren Angst, die sich seiner bei dem Anblicke des Mordbereiten und bei dem Gedanken bemächtigt hatte, diesen — in Folge seiner Entfernung von ihm — nicht mehr retten zu können. In der That hätte auch eine Mehrentfernung von nur Einem Schritte, das Zögern während eines einzigen Augenblickes genügt, ihn zu spät erscheinen zu lassen; genügt, Ernst mit zer-

schmettertem Haupte, mit zerstiebtem Gehirne auf den blutgetränkten Schnee sinken zu machen.

Nun stand der Retter zitternd, mit kaltem Schweiß bedeckt, neben dem Geretteten; und es wäre für einen Fremden, welcher der vorherigen Scene nicht beigewohnt und jetzt erst zu den beiden Männern getreten wäre, schwer gewesen zu entscheiden: welcher derselben von heftigerer Gemüthsbewegung ergriffen, von lebhafterer Erregung erfaßt sei.

Ernst war es, der zuerst das Wort ergriff.

Seine Augen, welche eben noch, verglast und starr, schier an die einer Leiche gemahnt hatten, begannen einen fast dämonischen Glanz zu sprühen; die Bläße seines Gesichtes wich flammender Röthe; der Bann, welcher seine Glieder gefesselt hielt, endete mit einem heftigen, den Körper durchschütternden Zucken, welchem eine schnelle Wendung nach dem hinter ihm stehenden Fremden, ein Entreißen seines Armes aus dessen haltender Hand folgte.

„Was Sie auch hierher geführt,“ — rief er mit vor Zorn, vielleicht auch in der Nachwirkung seines tiefen Wehes, seiner Verzweiflung, bebender Stimme — „ich gestehe Ihnen das Recht nicht zu, mich zu belästigen, mich in meinem Thun und Lassen zu stören, zu hindern! — Versuchen Sie nicht abermals, meine Hand zu fassen, Herr! — Verstehen Sie!“

Der Angeredete hatte in der That versucht, sich der ihm von dem Unseligen entrissenen Hand wieder zu bemächtigen. — Er hatte die Art der Waffe erkannt, welche

diese Hand noch immer krampfhaft hielt; konnte vermuthen, daß einige der fünf Läufe noch geladen seien; und mußte bei der sich kundgebenden, noch immer währenden Aufregung des Verblendeten voraussetzen, daß dieser sein entsetzliches Vorhaben noch nicht aufgegeben habe.

„Lassen Sie ein vernünftiges Wort mit sich sprechen, Herr Ernst!" — sagte er dabei mit, seines Unwillens über den Verbrecher ungeachtet, sanfter und beschwichtigenden Stimme.

„Herr Ernst? — Herr Ernst?! — Kennen Sie mich denn? — Doch wenn auch — — machen Sie, daß Sie fortkommen!"

„Das werde ich wohl bleiben lassen!" — antwortete Jener, der allgemach seine volle Ruhe wieder bekam.

„Wie?! — Sie wollen sich mir aufdrängen?! — Ich will aber, ich muß allein sein!"

„Müssen?! — — Nun, wir werden ja sehen! — Einstweilen müssen Sie mich anhören."

„Herr!" — —

„Herr?! — Wissen Sie, daß Sie ein Verbrecher sind? — Wissen Sie, daß Sie ein Elender sind?" — rief der Fremde, der jetzt eine andere Taktik anzuwenden für nothwendig erachtete. Sanfte Worte prallten von dem im Verzweiflungsringen der letzten Viertelstunde gehärteten Herzen zurück, fanden keinen Weg zu des Unglücklichen Geiste, der zweifelsohne in dem Augenblicke weit weg war von dieser Scene und sich nur mit gewaltiger Willens-Anstrengung zur Theilnahme daran bequemen konnte. —

Nur im heftigen Anpralle, im Sturme, durch eine Ueberrumpelung konnte der Retter hoffen, Eindruck auf des Aermsten Seele zu machen, ihn aus sich selbst und seinem unseligen Gedankenkreise herauszureißen.

Sein Mittel schien in der That zu wirken.

Ernst fuhr bei der beleidigenden, aber — wie er wohl fühlte — treffenden, gerade deshalb doppelt schmerzenden Aeußerung heftig zusammen. Seine Augen blitzten dem kühnen Sprecher wild entgegen. Dennoch mußte er sie vor dessen ruhigem und klaren Blicke sofort abwenden.

„Herr!“ — rief er wieder zähneknirschend mit heiserer Stimme.

„O — ich bin noch nicht zu Ende! — Wissen Sie auch, daß Sie ein Feigling sind?! — Denn nur ein Solcher legt Hand an sich selbst; ist erbärmlich genug, sich selbst vor allem Unangenehmen der Gegenwart, vor allem Drohenden der Zukunft durch ein leichtes und schmerzloses Ende in Sicherheit zu bringen, während er die Seinen — und er wagt es dabei vielleicht zu glauben und glauben zu machen, daß er sie liebt! — dieser Gegenwart, dieser Zukunft hilf- und schutzlos überantwortet. — — Pfui! und dreimal Pfui! über solchen Schwächling!“

Ein unarticulirter Ton, schwankend zwischen Brüllen und Schluchzen, entwand sich den bleichen Lippen Ernst's. — Er machte dabei eine Bewegung, als ob er sich auf den Fremden stürzen, ihn am Weitersprechen verhindern, vielleicht ihn züchtigen wolle für das Gesprochene.

Aber ehe er diese oder jene Absicht — wenn er sie

überhaupt gehegt — noch auszuführen vermocht, übermannte ihn ein unsäglich' Weh, das die Erinnerung an Weib und Kind in ihm wachgerufen, und er taumelte, in sich zusammenbrechend, an das Geländer zurück, an welches gelehnt er den Selbstmord hatte verüben wollen.

Die Hand, welche bisher den Revolver so drohend — ihn selbst und seinen Retter bedrohend — gehalten, sank jetzt schlaff hernieder. — Letzterer konnte die Waffe mit geringer Mühe den zuckenden Fingern entwinden.

Er schaute dabei den Unglücklichen jetzt nicht mehr unwillig, nicht mehr drohend, nicht mehr anklagend an. — Ein tiefes Mitleid, das er bisher gewaltsam unterdrückt, um durch dasselbe und dessen Kundgebung nicht seine menschenfreundliche Absicht zu gefährden, verrieth sich in seinem Blicke, in dem Tone seiner Stimme, mit dem er nun sagte:

„Ich ahne, was in Ihnen vorgeht; ich begreife den Schmerz, der Sie jetzt erfüllt; ich errathe auch — zum Theile wenigstens — die Beweggründe, die Sie zu Ihrer unseligen That hatten verleiten können; und wenn ich auch, wie Sie gehört, diese That aus vollster Ueberzeugung mißbillige, verdamme: so bin ich doch weit entfernt, Sie jetzt noch — nachdem es mir mit Gottes Hilfe gelungen, Sie an der Ausführung Ihres Vorhabens zu hindern — anzuklagen, Ihnen Vorwürfe zu machen, Sie durch Wort oder Blick zu kränken.

„Im Gegentheile" — fuhr der Fremde nach einer kurzen Pause fort, während welcher Ernst stumm und

regungslos in seiner zusammengekauerten Stellung verharrte und der Anwesenheit seines Retters, seiner Umgebung, vielleicht auch all' des der Katastrophe Vorangegangenen vergessen zu haben schien — „im Gegentheile möchte ich nach Kräften beitragen, Sie in eine mildere, gefaßtere, ruhigere Stimmung zurückzuführen, sich selbst und Ihrer Familie Sie wohl und ganz wiederzugeben. — Haben Sie Vertrauen zu mir, Herr Ernst! — Theilen Sie mir, wenn Sie ruhiger geworden, mit, was Sie zu dem letzten, verzweifelten Entschlusse gebracht! — Denn wenn ich auch die Sie dazu bewegenden Gründe — ich darf es wohl aussprechen, ohne Sie zu beleidigen — Ihre gegenwärtige Nothlage, Ihre geringe Aussicht auf eine bessere Zukunft, zum Theile zu kennen glaube: so muß ich doch annehmen, daß noch ein besonderes, mir unbekanntes Motiv hinzugekommen sein mußte, um einen — wie ich Sie als solchen gekannt — muthigen, thatkräftigen, ehrenhaften Mann zu solch' verzweifeltem Thun zu veranlassen!"

Ernst hatte sich während der letzten Worte des hilfsbereiten Fremden allmälig aus seiner schmerzerfüllten Selbstvergessenheit emporgerafft. — Es war indessen kein dumpfes Brüten, kein Grübeln und Sinnen gewesen, in das er versunken. Er hatte überhaupt nicht gedacht während dieser läuternden Augenblicke. Nur sein Gemüth, sein zuckendes, wundes, zu Tode gehetztes Herz hatte gesprochen und ihm die furchtbarste aller Anklagen mit flammenden Zügen vor den Spiegel seines Inneren gehalten: die Anklage, die theueren, ihm von Gott anvertrauten Wesen durch seinen

feigen Schritt dem Elende, der Verzweiflung überantwortet zu haben. — Allerdings war dieser Schritt nun nicht geschehen; aber daß dem nicht so war: seine Schuld, oder besser, sein Verdienst war dies nicht. — Die Vorsehung hatte ihn — gleichviel zu welch' neuen Leiden und Qualen — am Leben erhalten; aber konnte sie auch das Schuld-Bewußtsein von ihm nehmen? Konnte sie, wie sie die That selbst ungeschehen sein ließ, auch den Willen zur That, als niemals vorhanden gewesen, hinwegnehmen, herausreißen aus dem Herzen, in das er bereits das Stigma des Verbrechens gebrannt?! — Nein, nein! Nimmer konnte er glücklich werden — wenn dies auch Aeußerlichkeiten gestattet hätten — nimmer glücklich mit dem Bewußtsein dessen, was er beabsichtigt gehabt, im Innern! — Nimmer konnte er seinem Weibe in das treue, fromm und entsagungsvoll blickende Auge schauen!

So dachte Ernst. So fühlte er. — Aber nach einigen weiteren Augenblicken erinnerte er sich des teuflischen Geschenkes seines Oheims; der Schmach, des tieffressenden Hohnes, die darin lagen; der Verzweiflung an der Menschheit, an der Gegenwart, an der Zukunft, die daraus emporgewuchert waren und sich seiner Seele, seines Geistes, so gänzlich bemächtigt hatten. — Und indem er sich seine damaligen, so natürlichen Gefühle zurückrief, sie nachempfand in fast gegen früher nicht geminderter Schärfe, wenngleich mit durch das Vorgefallene geklärtem Bewußtsein: fand er auch in der Stärke der Herausforderung zu wahnsinniger Verzweiflung einige Entschuldigung für seine

dadurch bewirkte Bethörung, für seinen — nicht langsam gereiften, geprüften, sondern plötzlich aus völliger Gemüths-Umnachtung fertig hervorgetretenen — Vorsatz.

So konnte Ernst allmälig etwas ruhiger, gefaßter werden; so konnte es ihm gelingen, seinen Blick endlich aus sich selbst heraus dem Nächstliegenden zuzuwenden. — Und dieses Nächstliegende war wohl das Werkzeug, dessen sich die Allmacht zu seiner Rettung bedient.

Als etwas Anderes konnte Ernst in diesem Augenblicke den Fremden noch nicht betrachten, der so zur rechten Zeit seiner selbstmörderischen Hand eine rettende Richtung gegeben. Dies verhinderte aber nicht, daß er jetzt von eben so lebhaftem Danke gegen diesen Mann erfüllt war, wie er vor wenigen Augenblicken noch dessen Hilfe und ihn selbst, im noch währenden Nachhalle seiner Verblendung, verwünscht hatte. — Er wandte sich, wenn auch beschämt, wenn auch mit bebender Stimme, doch nun mit freundlichem Worte an den Fremden:

„Ich weiß nicht, was ich zuerst thun soll: Ihnen danken, oder Sie wegen meines Widerstandes gegen Ihre wohlwollende Hilfe um Verzeihung bitten?! — Doch thue ich hiermit Beides. — Ja wohl, Hilfe! — Denken Sie, Sie hätten einen Kranken vor sich gehabt, Herr, einen Wahnsinnigen — und vergessen Sie, wenn Sie mir noch einen Gefallen erweisen wollen, dieses Vorfalles für jetzt, für immer! — Leben Sie wohl!"

Ernst hatte sich während dieser hastigen und gleichzeitig mühsam hervorgestoßenen Worte bereits zum Gehen ge-

wandt und wollte sich nun mit möglichst raschen Schritten von dem Unglücksorte entfernen.

Der Fremde aber, welcher mit inniger Genugthuung und Befriedigung des von ihm Geretteten, plötzliche Sinnesänderung, die er ganz richtig der von ihm angeschlagenen, in des Verirrten Seele mit mächtigem Klange vibrirenden, Saite der Gatten- und Vaterliebe zuschrieb, bemerkt hatte, sprang — Ernst's Absicht errathend — auf diesen zu, vertrat ihm den Weg und rief:

„Nichts da, mein Lieber! — Wenn Sie wirklich glauben, einige Ursache zum Danke gegen mich zu haben — was ich wieder nicht glaube, denn ich war nur das schwache Mittel, dessen sich eine höhere Hand bediente, der allein Sie danken mögen! — wenn Sie also, wie gesagt, glauben, mir danken zu sollen: so halten Sie gefälligst Ihre Schritte noch einen Augenblick an, bis ich dieses Kästchen da, das doch Ihnen zu gehören scheint und das Sie böswillig verlassen wollen, an mich genommen und Sie begleiten kann. — — So — nun bin ich bereit, Ihnen zu folgen, wohin Ihr Weg Sie auch führe. Aber glauben Sie nicht, daß Sie mir so ohne Weiteres davonlaufen können! — Das wäre ein schlechter Dank für den Arzt, wenn sein werthgeschätzter, noch nicht ganz wieder hergestellter Patient ihm plötzlich den Abschied gäbe, so das begonnene Werk der Heilung mindestens illusorisch machend! — Ja wohl — in der That, sehen Sie mich nur deshalb an: ich bilde mir nun einmal ein, Ihr Arzt zu sein — Sie sehen, mit welcher Bereitwilligkeit

ich Ihren eigenen, liebenswürdigen Gedanken acceptire; — und wenn ich mir auch gerade auf meine Fähigkeiten als solcher niemals sonderlich viel zu Gute gethan, so glaube ich doch, hier und bei Ihnen ganz an meinem Platze zu sein. — Welchen Weg belieben Sie einzuschlagen und wohin befehlen Sie, daß ich Ihr Gepäck tragen soll?"

Der Fremde hatte sich — während er die Cassette aus dem Schnee emporgehoben und mit dieser wieder eilig an Ernst's Seite gesprungen war — ersichtlich bemüht, einen leichten, scherzhaften Ton anzuschlagen; da er hoffte, auf diese Weise seinen Schützling am leichtesten der Nachwirkung des traurigen Ereignisses und seiner noch immer — wie dies ja nicht anders sein konnte — schmerzlichen, wo nicht gar verzweiflungsvollen Stimmung, für Augenblicke wenigstens, zu entreißen.

Es wäre ihm dies vielleicht auch zum Theile gelungen, da Ernst in seiner nunmehrigen milderen, wehmüthigen, für Freundschaftsbeweise doppelt empfänglichen Stimmung den freundlichen Sinn von Jenes Bemühungen vollkommen erkannte und gewillt war, so viel dies immer möglich, auf den angeschlagenen Ton einzugehen. Er hätte ja seinem Retter — denn als solchen und nur als solchen betrachtete er ihn nun, da seine erste, furchtbare Aufregung verschwunden — gerne die kleine Freude gemacht, ihm einen Erfolg seines Wirkens zu erkennen zu geben. Er war deshalb auch wirklich stehen geblieben, um Jenen herankommen zu lassen und mit ihm vereint seinen Weg fortzusetzen.

Dessen letzte Worte aber, seine Beziehung auf das

verhängnißvolle Kästchen, von dem der Fremde Inhalt und Bedeutung wohl nicht kannte, da er seiner sonst kaum erwähnt hätte, machten neuerdings den kaum beschwichtigten Gefühlssturm in Ernst's Seele toben.

Er machte eine heftige, abwehrende Handbewegung, als er der Cassette ansichtig wurde.

„Wissen Sie, Herr, was dieses Ding enthält?! — Wissen Sie, zu welchem Zwecke es mir übergeben worden?! — O Gott, Gott — lasse mich nicht wahnsinnig werden bei diesem Gedanken! — Für Frau und Kind — statt Geld, statt Brod! — — — Und damit soll ich nach Hause kommen?! — Dies soll ich meinem Weibe zeigen als die Frucht meiner heutigen Thätigkeit?! — Nie, nie!"

Ernst hatte diese Worte wieder in heftiger Erregung gesprochen. Seine Lippen zuckten, seine Augen glühten. Der Paroxysmus seiner Gefühle drohte zurückzukehren.

Der Fremde hielt erschreckt seine Schritte neben dem Unglücklichen an, der ebenfalls wieder stille stand. — Jener fühlte, daß er durch seine Worte, durch sein Thun einen Fehler begangen habe, dessen eigentliche Art er allerdings ebensowenig kannte, als den Inhalt des räthselhaften, für ihn wenigstens räthselhaften, Kästchens. Er getraute sich auch nicht, nach diesem Inhalte bei Ernst zu forschen. Er mußte besorgen, dessen Aufregung dadurch zu steigern.

„Beruhigen Sie sich doch um's Himmelswillen, bester Freund! — Lassen wir, wenn Sie wollen, dies — dies Ding hier, wo es früher gelegen; lassen Sie uns — —"

Ernst unterbrach ihn. — Er schien seine Fassung

wieder erlangt zu haben. Er ergriff des Fremden Hand, drückte sie herzlich und schaute ihm, so viel dies der Schneesturm und die unzureichende Beleuchtung gestatteten, voll und forschend in's Auge.

„Herr, behalten Sie immerhin die Cassette bei sich. Sie werden sogleich erfahren, warum. — Ich kenne Sie nicht, wenngleich Sie mich zu kennen scheinen; aber ich fühle Vertrauen zu Ihnen. Sie sind heute nicht durch Zufall auf meinen Weg gerathen. O — lassen Sie! Ich will Ihnen damit keinen Vorwurf machen. Sie haben bewiesen, daß Sie nicht in eigennütziger, spionirender Absicht mir gefolgt, daß Sie aus meinem Aussehen die in mir tobenden Gefühle erriethen, daß Sie von Anfang an gewillt waren, mir zu helfen. — Nun, helfen können Sie mir wohl nicht — ich denke auch nicht daran, verlange es nicht! — Aber gerettet haben Sie mich — nicht vor einem Unglücke, aber vor einer Schande, vor einem Verbrechen, vor einer Niederträchtigkeit. Und dafür danke ich Ihnen, herzlich, innig; mögen mein Weib, meine Kinder Ihnen danken, welchen Sie zwar nicht den Ernährer und Beschützer — ach Gott, wie lange ist es her, daß ich dies den Armen nicht mehr sein kann! — aber doch deren einzige Stütze erhalten haben!"

„Aber mein Bester — —"

„Lassen Sie mich weiter sprechen! — Ich danke Ihnen, wie gesagt, für das Geschenk meines Lebens — freilich ein sehr werthloses, erbärmliches Geschenk! Doch dies ist nicht Ihre Schuld! — Um Ihnen meinen

Dank zu beweisen, erlauben Sie wohl, daß ich Ihnen eine Geschichte erzähle, eine allerdings sehr alltägliche, interesselose Geschichte, ohne Geistererscheinungen, ohne Räuber, ohne Mord und Brandlegung — wie solche jetzt en vogue sind — bis zum Schlusse. — Aber dieser Schluß, Herr, dieser Schluß — — nun, urtheilen Sie selbst und sagen Sie mir dann gefälligst, ob ich nicht Talent zum Roman-Dichter hätte. — Denn selbstverständlich ist der Schluß erfunden — kann nicht anders als erfunden sein, da solche Niederträchtigkeit in der Wirklichkeit ja nicht vorkömmt! — Hören Sie also gefälligst; und damit wir das Nützliche mit dem Angenehmen verbinden, lassen Sie uns dabei in diesem reizenden Wetter an diesem lieblichen Wienufer auf- und abgehen. — Als Eismann könnte ich Ihnen weder erzählen, noch könnten Sie mich anhören!"

Aus diesen Worten selbst, ebenso wie aus deren Betonung, ging hervor: daß Ernst vollkommen Herr über seine Gefühle, über seinen Schmerz, seine Verzweiflung geworden; daß er — wie stets, wie auch an diesem Tage, all' der an ihm erlebten Demüthigungen, Leiden und Unbilden ungeachtet, bis zu dem Augenblicke, da ihn sein Geschick vor des Oheims Thüre geführt — mit Ruhe und Ergebung auch die furchtbarsten Schicksalsschläge zu tragen vermöge.

Die furchtbarsten? — Waren denn wirklich die furchtbarsten, schwersten, zerschmetternden Schläge schon auf ihn herniedergesaust, jene Schläge, welche auch eine stärkere Natur, als Ernst war, fällen können? — Er hatte viel

gelitten, das ist wahr; hatte unnennbar Schmerzliches erduldet: Verluste aller Art, Kummer, Sorge, Krankheit, Mangel, Noth und Elend waren nach einander bei ihm und den Seinen eingetreten, hatten ihnen Frohsinn, Lebensmuth, ja die Hoffnung fast geraubt — — und dennoch gab es Schwereres, Entsetzlicheres noch, das Ernst treffen konnte. — Dies fühlte er wohl; und wenn er auch gar manchmal im ersten Momente nach dem Eintritte eines neuen Unglückes und im Gedenken dessen, wie es früher gewesen und wie es nun, ohne sein Verschulden, von Tag zu Tage mehr mit ihm und den Seinen der tiefsten Erniedrigung, dem schmählichsten Elende zugehe, seine Ertragungsfähigkeit schwanken fühlte und seine Ruhe, seine Besonnenheit für Augenblicke verlor: so hatte doch bisher jeder Verzweiflungsausbruch bei ihm nur äußerst kurze Zeit gewährt und er hatte sich stets mit dem Gedanken zu trösten vermocht, daß — was ihm auch das feindliche Geschick geraubt — das ihm Theuerste, das, dessen Besitz ihn glücklich machte in all' seinem Elende, daß seine Familie ihm erhalten geblieben und vereint mit ihm.

Daß ihm auch dieser Trost, dieses Glück geraubt werden könne: das war das Furchtbarere, Schwerste, was ihm noch drohen konnte, was er zu befürchten hatte. — Und er befürchtete es in der That. — Es hatte sich da in seinem Gemüthe eine finstere Ahnung eingeschlichen und allmälig festgesetzt: die Ahnung, daß ihm nichts erspart bleiben solle von all' dem Elende, das Erdgeborne treffen kann.

War es im Anfange mehr das Spiel des Zufalles

gewesen, das ihm diesen Ideengang aufgenöthigt, oder die Bosheit eines Feindes vielmehr: so hatte sich doch nachgerade sein Gemüth dieses Gedankens völlig bemächtigt. Und wie er schon, da noch das Glück sein Begleiter, in trüben Stunden — die ihm doch auch damals nicht ganz erspart geblieben — das spätere Unglück nahen sah, den durchfröstelnden Hauch der kalten Leidensnacht hereinwehen fühlte in seinen glückdurchglühten Lebenstag: so glaubte er nun inmitten des Unglückes zu fühlen, zu wissen, daß dessen Maß noch nicht voll sei, daß stets noch neues nachkommen müsse zu dem schon hereingebrochenen.

Es war dies ein trauriger Zug seines Charakters. — In früheren, glücklicheren Tagen hatte er sich wohl selbst mit halbem Lächeln einen „Schwarzfärber" genannt, weil er, wenn auch noch nicht allzu häufig, beim Betrachten der Gegenwart und beim Träumen von der Zukunft düstere Tinten in die lichten, freundlichen Farben gemischt, mit welchen Beide zu malen ihm sein damaliges Glück wohl gestattet hatte. — Dann war das vorausgeahnte Unglück wirklich eingetreten — und seine pessimistischen Gedanken nahmen zu an Dauer und Stärke.

Eines Tages hatte ihm sein Oheim, zu dem er gleich nach dem Sturze seines Glückes, als zu dem nächsten Anverwandten, rath- und hilfesuchend gekommen, gesagt: „Du hast Unglück gehabt, sagst Du?! — Nun, mir erscheint das Unglück noch nicht so groß. Du hast Geld verloren, Deine Stellung in der Gesellschaft, Dein brillantes Einkommen, Haus und Geschäft. Was will aber dies Alles

sagen? — Tausend Andere haben all' diese Glücksgüter niemals besessen, können nie auf solche rechnen — und leben doch, glücklich und zufrieden; fällt ihnen nicht ein, von Unglück zu reden, zu lamentiren! — Du hast diesen gegenüber noch den Vorzug, daß Du wenigstens eine glückliche, glänzende Erinnerung bewahren kannst; die Anderen können kaum solche Träume hegen. — Komme mir also nicht wieder mit Klagen und Bitten, bis Dich ein wahres Unglück heimgesucht hat!"

Solcher Hohn seines Oheims hatte Ernst empört. Aber er hatte diesen boshaften Worten dennoch auch eine andere Bedeutung noch unterlegt. Sie erschienen ihm — warum, war ihm freilich nicht klar geworden; und es mochte zumeist der kalte Schlangenblick des Sprechers, der ihn wie das neapolitanische „böse Auge" getroffen, Veranlassung dazu gewesen sein — wie ein drohender, unabwendbarer Fluch, der ihn verfolgen, verderben müsse.

Und als bald darauf das Unglück auch in anderer Gestalt noch ihn heimsuchte; als Schlag auf Schlag gegen ihn fiel; als er auch das Wenige, was er noch retten gekonnt, verloren; als Krankheit ihn traf und seine Kinder; als er von Stufe zu Stufe tiefer steigen mußte auf der Leiter der Lebensanforderungen: da hatte er — wenn er sich noch zeitweise an den hartherzigen Mann gewandt — stets wieder hören müssen: „Dies Alles ist noch kein reelles Unglück. Was verloren ist, kann wieder erworben, Deine und der Kinder Gesundheit wieder hergestellt werden. Tausende sind unglücklicher als Du. Sieh' diesen Blinden an, oder jene

Gichtbrüchige. Sie sind auch noch nicht ganz unglücklich; haben aber jedenfalls mehr Anspruch auf meine und jedes anderen Mildthätigen Hilfe, als Du."

Wenn indessen Ernst auch stets und immer fürchtete, neues, gräßlicheres Unglück über sich hereinbrechen zu sehen: so lähmte dies Gefühl, das er dabei mit allen Mitteln eines eben schon voreingenommenen Gemüthes bekämpfte, doch nicht seine Energie, mit der er das schon geschehene Unglück zu vermindern, dem drohenden vorzubeugen suchte. Und in all' seinen Leiden schöpfte er gerade aus dem Bewußtsein, noch nicht so unglücklich zu sein, wie er es werden konnte, Trost. — Er schaute nicht mehr hinauf zur Höhe des Glückes, der er entstürzt; sondern in die Tiefe des Elendes, die noch unter ihm lag. Und er klammerte sich dann um so fester, um so inniger, sogar dankerfüllter, an das Wenige an, was ihm vom Glück noch geblieben. — An das Wenige? — Nein, an den Inbegriff des Glückes: denn dies war ihm seine Familie, waren ihm seine Lieben, Theueren, Treuen!

Aber gerade hier drohte ihm nun auch schon ein schrecklicher Verlust; ein um so entsetzlicherer, als er darin nur die geahnte, vorausgewußte Fortsetzung seines Unglückes, den Beginn vom Ende, erblicken konnte.

Sein ältestes Kind, sein mit heißer Liebe in's Herz geschlossenes Töchterlein, war seit Wochen krank; kränker, hinfälliger geworden von Tag zu Tag. — Er konnte den furchtbaren Gedanken nicht fassen: es hinwelken, sterben zu sehen; sterben wegen Mangel an ärztlicher Pflege, an

Medicamenten, an stärkender, gesunder Nahrung vielleicht. — Und doch mußte er sich mit diesem Gedanken vertraut machen, wenn er nicht Hilfe schaffen konnte!

Diese Hilfe zu schaffen, hatte er kein Mittel unversucht gelassen; hatte er heute, den ganzen Tag über, sich redlich, mit blutendem Herzen, aber unverdrossen bemüht. — Aber freilich ohne Erfolg.

Und gerade deshalb war am Abende seine Stimmung eine so verzweifelte; war es möglich gewesen, daß ihm Wahnsinn den sonst so klaren Geist und festen Willen umnachtete; hatte es geschehen können, daß er den Gedanken zum Selbstmorde faßte und ausführen wollte.

Jetzt aber, nachdem die Höhe der Verzweiflung überschritten, nachdem auch die Nachvibrirung der furchtbaren Erschütterung verhallt: jetzt bemeisterte sich seiner im nothwendigen Gefühlsrückschlage eine fast milde, versöhnende Stimmung. — Er sah in dem rettenden Eingreifen des Fremden die Hand Gottes; er wähnte, daß sein Leben bewahrt bleiben solle für eine glücklichere Zukunft; er glaubte, daß nun das Unglück seine Macht an ihm erschöpft habe, daß er angekommen sei an der Grenzscheide, jenseits welcher wieder Glück und Heil weile. Schon fühlte er die von dort herüberwehenden Friedensaccorde auf den Schwingen der Hoffnung sich zufächeln.

In dieser gehobenen Stimmung — ihm vielleicht mehr, als vielen Anderen, waren Stimmungen und unnachspürbare Gefühlsströmungen maßgebend — wurde er allerdings wieder durch die Erinnerung an seinen Oheim, in Folge

dessen Geschenkes hervorgerufen, beeinträchtigt. — Aber er bewältigte rasch die daraus resultirenden Gedanken und Gefühle; und in dem Bestreben, nicht abermals in die Nacht der Verzweiflung zurückzusinken, der er sich kaum entrafft, ging er weiter fast, als ihm dies sein Gemüths-Zustand gestatten wollte, und schlug in seinem Gespräche mit dem Retter einen Ton an, der ihm auch sonst, in ungetrübterer Stimmung, nicht eigen, der forcirt ruhig, heiter sogar, der aber eben deshalb als gemacht, als unnatürlich sofort zu erkennen war.

Dies erkannte auch in der That der Fremde. Er blickte erst erstaunt auf den kaum vom Selbstmorde Geretteten. — Dann aber sah er das Zucken in dessen Mienen; erkannte die Mühe, die sich dieser gab, seine wahren Gefühle zu verbergen, wenn nicht gewaltsam zu unterdrücken.

Er ergriff dessen Hand und sagte, dieselbe drückend, mit bewegter Stimme:

„Mein lieber Herr Ernst, Sie geben sich redliche Mühe, die Gedanken, welche Sie noch beherrschen, die Gefühle, welche noch in Ihnen toben, zu bemeistern, zu verbergen mindestens. — Das ist schön und gut, das ist edel von Ihnen, mannhaft und würdig. — Aber gehen Sie darin nicht zu weit, wenn Sie es über sich gewinnen zu können glauben, die Veranlassung Ihrer vorherigen Aufregung jetzt offen vor mir darzulegen? — Ich habe kein Recht, Solches zu verlangen; wenn ich es aber auch hätte, so würde ich — für jetzt wenigstens — nicht nur darauf verzichten, sondern Sie sogar bitten, diesen Beweis

Ihrer Dankbarkeit — wie Sie es zu nennen belieben — auf eine spätere Zeit zu verschieben!"

„Wie? — Sie wollen nicht hören, was — — —"

„Entschuldigen Sie — ich möchte es sehr gerne hören, denn mein Interesse für Sie datirt nicht erst von diesem Augenblicke. — Aber es scheint mir weder Zeit, noch Ort passend zu Ihrer Mittheilung!"

„Sie haben Recht" — sagte Ernst, seine Schritte wendend und mit irren Blicken durch Nacht und Schnee-Geflimmer schauend, während in seiner Seele der Schmerz wieder die frühere Gewalt über den männlichen Willen zu erkämpfen suchte. — „Sie haben Recht! Dies ist kein Wetter für Glückliche, wie Sie sind. Dies ist auch kein Ort für Solche. — Hier gemahnt Alles an Vernichtung, an Sterben: — das gewaltige Schneeleichentuch, die abgestorbenen Bäume, die wie im Erlöschen zuckenden Flämmchen dort. — Und doch wäre dies noch das mindest Schlimme! Es gemahnt auch an Noth, Elend, an unerträgliches und doch nicht zu endendes Menschenelend. — Dort die durchwühlten Erdstrecken, Hügel und Löcher, — die ekle Werkstätte der Knochensucher*), dieser ärmsten, verachtetsten Parias; hier auf der Brücke, am Wege, der Standplatz der bettelnden Kinder, der kleinen, zerlumpten — auch in der Seele zerlumpten — Blumen-Verkäuferinnen, dieser eben wegen ihrer in den Koth und

*) Beindlstierer, im Wiener Jargon.

Schlamm der Sünde getretenen Kinderseelen, ihrer ohne eigene Schuld der Gemeinheit, dem Verbrechen zugeführten Jugend, Grauen einflößenden Kinder; dort drüben der Trödelmarkt mit seinen „Liedern ohne Worte“ und ohne Töne dazu, von Kummer, Noth und Thränen, mit seinen aufgestapelten Erinnerungen an hartherzige Gläubiger, an Pfändungen, an, das letzte Eigenthum verschlingende, Krankheiten, an Begräbnißkosten deckende Licitationen! — Und dazwischen ich, der Elendeste der Elenden, der Selbstmörder. — — — Werden auch einst meine Kinder hier — — o — o — —“

Ernst konnte nicht weiter sprechen. Krampfartiges Schluchzen erstickte seine Worte. — Er schlug die mageren Hände vor das bleiche, zuckende Antlitz — und Thränen waren es, schwer und selten strömende Manneszähren, die jetzt zwischen den geschlossenen Fingern durchsickerten.

Der furchtbare Schmerz, das namenlose Weh, die seine Brust durchkrampften, fanden endlich eine Erleichterung in dem von der immer gütigen Natur gebotenen Linderungsmittel der Thränen. — Wie das elektrische Fluidum, nach Ausströmung strebend, in Ermangelung eines Leiters im Wasser und in der Feuchtigkeit verflüchtigt: so findet der zum Bersten der Seele angewachsene, die Nerven zum Zerreißen anspannende Schmerz eine Ausströmung, eine Verflüchtigung in den quillenden Thränen. — Es ist dies allerdings nur ein rein körperlicher Vorgang, der Schmerz selbst nur psychisch. Allein die Seele ist eben allzu fest mit den Sinnen amalgamirt, als daß ein Nach-

lassen der überspannten Nervenreizung nicht auch wohlthätig auf das Gemüth zurückwirken sollte.

Dies wußte der an Ernst's Seite weilende und von dessen neuem Schmerzausbruche erschreckte Fremde gut genug, vielleicht aus eigener Erfahrung. — Und er beglückwünschte deshalb bei sich den Armen, daß dessen Thränenquell doch noch nicht gänzlich versiegt; wenn er selbst auch tief erschüttert war von den grausen Bildern, die Jenes entsetzte Fantasie auch vor seinen Geist gezaubert.

Einige Minuten verflossen in tiefem Schweigen. Der Fremde ehrte Ernst's Schmerz und wollte ihm Zeit gönnen, durch lindernde Thränenfluthen zu dem, der Verzweiflung gegenüberliegenden, Ufer der Wehmuth zu gelangen. — Wenn erst der Arme ruhiger geworden, wollte er ihn in seine Wohnung geleiten. Ach, er hätte ihm auch so gerne, so gerne in anderer Weise geholfen! — Aber wie sehr hatte Ernst Unrecht gehabt, als er den Retter einen Glücklichen genannt! Ja, wäre er's gewesen, dann freilich —

In seinem traurigen Gedankenzuge wurde der Fremde durch ein leises Stöhnen, durch ein lauteres Aechzen Ernst's unterbrochen. Jener war in einiger Entfernung von Diesem, der sich an einen Baumstamm gelehnt hatte, stehen geblieben.

Jetzt sprang Ersterer zu Ernst hin und fand ihn auf den Schnee niedergesunken, die Augen geschlossen, die geballten Hände auf die Brust gedrückt, schwach und kaum bemerkbar athmend, mit starrem, regungslosen Körper. — Es schien, daß Ohnmacht seine Sinne umfangen hatte; und

es war dieser Zustand wohl erklärlich, ja sogar zu staunen, daß er nicht früher eingetreten: wenn man all' die Gemüths-Erschütterungen bedachte, die den Unglücklichen heute betroffen; wenn man noch dessen unzureichende Kleidung, Sturm und Kälte und die, aus Mangel irgendwelcher Nahrung entstandene, Schwäche dazu in Rechnung brachte.

Der Fremde hatte Ernst's zurücksinkenden Kopf in seinen Armen aufgefangen. Nun hielt er den Leblosen und stand bei ihm in Schnee und Sturmgebraus und dunkler Nacht und wußte nicht, was beginnen, um den Armen in's Leben zurückzurufen, noch wie Hilfe herbeizuschaffen in der öden, von Menschen verlassenen Gegend am Ufer der Wien. —

Zweites Capitel.

Ein herzloses Weib.

„Hab' Dich von Herzen lieb,
„Das glaube mir!" — — — — — — —

Eine liebliche, jugendlich frische Stimme sang oder trällerte vielmehr halb leise den Beginn des bekannten Liedes, das sie nicht weiter als zu jenen Zeilen verfolgen konnte und dessen Refrain durch eine andere, ebenfalls wohlklingende, aber etwas harte und — wenn schon von Metall in Stimmen die Rede ist — nicht wie Silber oder Glockengut, sondern wie geschärfter Stahl tönende Stimme unterbrochen wurde.

Dafür hatte die Rede selbst etwas von Silber an sich — freilich nur von Quecksilber. — Sie war zusammenlaufend, auseinanderstiebend, hastig, unstät, voll falschen Glanzes und nicht faßbar.

„Stille, stille, um's Himmelswillen!" — unterbrach sie den leisen Sang. — „Wie fade, wie langweilig! — Gerade, wie die Liebe selbst. — Ja, komme mir noch Einer mit Liebe! — Ich kann auch Etwas davon erzählen, ich. Ich bin, ich war stets glücklich in der Liebe. Wie Viele sind schmachtend zu meinen Füßen gelegen, liegen noch heute, wenn ich nur will. — Aber ich will nicht Viele, wenigstens jetzt nicht. Alles zu seiner Zeit! — Jetzt aber ist die Zeit . . . ."

Es war ein junges, ungewöhnlich schönes Weib, das diese Worte gesprochen und das sich nun selbst unterbrach, um von dem Fauteuil, in welchem es geruht und — ein prachtvoll gebundenes Buch haltend — beim Scheine einer großen, prächtigen Moderateurlampe zu lesen geschienen, aufzuspringen, nach dem Fenster zu eilen, dessen dicht herabfallende Gardine auseinanderzuschieben und auf die Straße hinabzuhorchen.

Die früher vernommene, die singende, trällernde, liebliche, Stimme gehörte einem lieblichen, jungen, kleinen und zarten Wesen an, das, mit der Ordnung einer Ballcoiffüre beschäftigt, vor einem kleinen, in die Nähe des Camin-Ofens gerückten, Tischchen saß und seine Arbeit durch leisen Sang zu versüßen gesucht hatte.

Dies hübsche Kind hatte allerdings sein Singen unter-

brochen, unterbrechen müssen, da es so direct dazu aufgefordert worden. Aber es schien, wenn dem schelmischen gleichzeitig und seelenvollen Ausdrucke des Gesichtchens zu trauen, den Refrain des Liedes im Geiste weiter zu verfolgen, gewissermaßen mit Gedankentönen zu singen, mit jenen geheimnißvollen Gefühlsschwingungen, die — nur der eigenen Seele verständlich — diese aber zu entzücken und ihr jegliche Melodie klar und deutlich vorzuführen vermögen; wobei das Mädchen nach dem Takte des Liedes das feine Köpfchen anmuthig hin und her wiegte und unwillkürlich Jenes Worte nach seinem Sinne umzugestalten schien:

„Ach, wie ist's möglich, daß ich nicht singen soll,
„Hab' doch das Herze mein von Tönen voll!"

Und es lachte dann unnennbar lieb und traut und herzlich vor sich hin, das kleine Ding, und schien auf die Dame am Fenster, auf deren soeben docirte, so außerordentlich geistreiche Bemerkungen und auf seine ganze Umgebung gänzlich vergessen zu haben.

Mit sechszehn Jahren vergißt man eben Alles und Alles über den zum ersten Male stürmischeren Schlag des unschuldigen Herzens und über das Bild, das sich dennoch schon — kein Mensch, auch die Sechszehnjährige selbst nicht, weiß, wie solches möglich gewesen — in dies Herzchen geschlichen und darin bald genug einen hervorragenden, dominirenden Platz eingenommen.

Die Dame am Fenster unterbrach nach wenig Augenblicken schon das süße Träumen, in welches das hübsche Mädchen sich so wonnig und hingebend versenkte, wie ein

müder, sonndurchglühter Wanderer sich in die erquickende Fluth des kühlrieselnden Bergstromes taucht. — War nicht das arme Kind auch übermüdet von dem Zwange, den es sich und seinen Gedanken hier anthun mußte, angewidert von der schwülen, ihm so wenig zuträglichen Atmosphäre, die es hier umgab; und konnte es etwas Erquickenderes für dieses geben als das Versenken in weit, weit weg von diesem Orte führende Träume?

„Ich habe mich getäuscht," — sagte die Dame, sich vom Fenster wendend und die Gardine wieder herablassend. Es wäre dabei schwer zu entscheiden gewesen, ob sie nur zu sich selbst sprach — eine sehr unlohnende Beschäftigung in der That! — oder ob sie ihre goldenen Worte dem kleinen, solcher Bevorzugung wohl gar nicht würdigen Mädchen spendete; und dann, ob sie es in letzterem Falle in Vertrauen und Freundschaft zu dem Kinde oder nur deshalb that, weil eben niemand Anderer als dieses im gegenwärtigen Augenblicke im Zimmer anwesend. — „Ich glaubte, einen Wagen vorfahren zu hören und vermuthete, er käme. — Nun, wir können warten. — Ha, ha, ha! — Ist dies nicht gut angewandt?! — Würde mich mein sehr ehrenwerther Freund nicht zärtlich für diesen Witz umarmen, der ihn doch damals nicht sonderlich entzückt zu haben scheint. — Ja, ja, es kommt Alles darauf an, wer spricht und warum man spricht; und ein und dasselbe Wort kann sehr verschieden lauten und ganz entgegengesetzte Wirkungen hervorbringen im Munde eines Diplomaten oder — oder in dem einer Diplomatin! — —

Ja, gewiß, dies bin ich, dies muß mir mein Feind lassen! — Aber, Kleine, Sie sprechen ja gar nicht?! — Sie sitzen so stumm da wie ein Haubenstock! — Kommen Sie, setzen Sie die Coiffure, die ja fertig ist, wie ich sehe, auf — dann ist die Täuschung eine vollkommene!“

Und lachend that die Dame, wie sie gesagt; und lachend ließ sich das junge Mädchen zum Haubenstocke machen. Aber es war doch ein großer Unterschied zwischen dieser Beider Lachen; ein Unterschied, wie zwischen dem Parfumhauch eines Salons und frischem Waldesduft; wie zwischen künstlichen Perlen und einem vom ersten Frühsonnenstrahle geküßten Thautropfen.

„Der Kopfputz steht Ihnen reizend, meine Liebe,“ — begann die Dame wieder, nachdem sie während einiger Augenblicke das Mädchen, nicht nur wegen der dasselbe wirklich hübsch kleidenden Coiffure, sondern auch dessen eigener körperlichen Schönheit wegen, mit einigermaßen von Neid getrübter Bewunderung betrachtet hatte. — „Und Sie sind auch in der That ein liebes, niedliches Geschöpf. — Schade daß ....“

Die Dame zögerte, weiter zu sprechen. — Sie sah noch immer, jetzt mit zusammengekniffenen Lidern, durch den schwarzen Schleier ihrer langen Wimpern das Mädchen an, den Blick von dessen Haupt zu Füßen senkend und langsam wieder emporhebend. Eine häßliche Falte hatte sich dabei auf ihrer Stirne gebildet und ein eigenthümlicher bitterer und höhnischer Zug spielte um ihre schwellenden Lippen.

Dem hübschen Mädchen war dies fortgesetzte Betrachten — ein Schätzen und Abwägen jedes einzelnen seiner Reize gewissermaßen, wie es wohl fühlte — äußerst lästig geworden. — Es suchte dem zwinkernden Blicke auszuweichen. Es wandte sich nach dieser, nach jener Seite. — Endlich sagte es — und seine so äußerst süße, wunderbar melodische Stimme bebte dabei merklich, sei es in Folge von Aerger oder Scham:

„Ich weiß nicht — — ich bin noch nie so betrachtet worden, wüßte auch nicht, warum Solches geschehen sollte; finde aber, daß die Leute doch Recht haben, wenn sie sagen, es sei angenehmer, Andere anzusehen, als selbst scharf beobachtet zu werden."

„Ha, ha, kleine Thörin! — wie sehr sind Sie da im Irrthum! — — Gibt es etwas Angenehmeres, Schmeichelnderes, Aufregenderes, als die Bewunderung aller Welt zu erregen?! — Gibt es etwas Köstlicheres, als von Jung und Alt angestaunt zu werden wegen seiner Schönheit; als die Farbe und Fülle der Haare, den Schnitt und die Züge des Gesichtes, das Ebenmaß der Gestalt — kurz, Alles, Alles wieder und wieder begafft, kritisirt, bewundert zu sehen? — Natürlich hat dies nur Interesse, wenn es von männlicher Seite geschieht. Von Weibern kann es nur in dem Falle schmeichelhaft und angenehm sein, wenn man sieht, daß diese dabei aus Neid und Galle bersten möchten. — Ha, ha, ha! — Das ist dann auch reizend, köstlich, himmlisch und schon werth, daß man dazu ein Uebriges thut, daß man — doch Sie verstehen

mich ja nicht! Sie sind wirklich erstaunlich unwissend in all' diesen Dingen; und ich werde mich wohl veranlaßt sehen, mich Ihrer zu erbarmen, Ihnen die wahren, die allein richtigen Grundsätze einzuprägen, mittelst welcher man in dieser dummen und erbärmlichen Welt glücklich sein kann!"

Die Dame hatte sich in Eifer hineingeredet. Ihre hohe und volle, junonische Gestalt hatte sich noch höher, gerader emporgerichtet. Ihre großen, dunklen Augen glänzten und leuchteten. Ihre sanftgerundeten, sonst gewöhnlich so marmorbleichen, Wangen waren von flüchtiger Röthe überflammt. Der schön geformte, wenn nicht allzu üppige Busen hob und senkte sich bemerkbar unter dem leichten, halbdurchsichtigen Fichu von Brüsseler Spitzen.

Es war gewiß eine blendende Erscheinung, dieses Weib. — Gestalt und Antlitz zeigten eine wunderbare Harmonie. Man hätte Beide majestätisch nennen können, wenn nicht doch ein gewisses Etwas zu erkennen gewesen, das den Zauber dieser Schönheit wesentlich beeinträchtigte. — Man fühlte es eben, daß der eigenthümliche Blüthenstaub der reinen Jugend nicht durch die Zeit, sondern durch freche Entweihung hinweggewischt, daß der bezaubernde und heiligende Duft keuscher Weiblichkeit längst entschwunden. — Es war, wie bei einer Blume, die — noch üppig blühend im Gartenbeete — ihres thaufrischen Schmelzes durch sengenden Sonnenstrahl entkleidet, wie bei einem Schmetterling, dessen Farbenstaub durch unzarte Berührung hinweggenommen worden. — Für die unterscheidungslose

Menge sind Blume und Schmetterling noch immer begehrenswerth: für den Kenner sind Beide nur noch Gegenstände des Mitleides.

Und Mitleid hätte wohl auch dieses Weib einzuflößen vermocht, wenn nicht für den Eingeweihten Verachtung an jenes Gefühles Stelle getreten wäre.

Wie so ganz anders war der Eindruck, welchen — neben dieser üppigen Gestalt mit dem schöngeformten, von reichem blonden Haare umwallten Haupte, mit dem vollkommenen Gesichtsovale, den glühenden Augen, der reizend gebogenen Nase, den sinnlich vollen, wie zum Kusse einladenden Lippen — die im ersten Momente so anspruchslos erscheinenden Reize des jungen Mädchens machten.

Hier war Alles Jugendfrische, Anmuth, Unschuld und Züchtigkeit.

Dieses jungen, fast kindlich zarten und unvollendeten Körpers Schönheit war die der noch nicht gänzlich erschlossenen Rosenknospe. — Des Mädchens Gestalt war nicht hoch und imposant. Obwohl der weiblichen Mittelgröße angehörend, erschien sie in diesem Augenblicke, an der Seite einer vollendeten Juno, sogar klein. — Allein sie war vor allen Dingen zierlich; und der feine Gliederbau so ebenmäßig, der kleine, reizend gebildete Kopf, die nicht mageren, wohl aber in der Knochenbildung so unendlich zarten Schultern, Arme und Büste so übereinstimmend mit der schlanken Taille, dem wunderbar kleinen Fuße und den schmalen Händen: daß der entzückte Beschauer all' dieser Meisterstücke dennoch dem einzelnen Reiz nicht den Vorzug

vor den Schwester-Reizen, nicht vor dem Ganzen zu geben vermochte.

Diese Harmonie der Körperbildung erstreckte sich auch auf das Antlitz. — Es war kein eben vollkommen schönes Gesicht. Es war nicht der reine griechische Schnitt, den wir an Antiken bewundern, der uns aber, an lebenden Wesen gesehen, häufig kalt läßt. Aber mehr als schön — für Menschen mit Fleisch und Blut mehr als schön — war dieses Angesicht: es war lieblich, bezaubernd milde, engelrein. — — Dunkelkastanienbraunes Haar umrahmte, schlicht gescheitelt und nach dem Hinterkopfe zu in eine mächtige Welle gebunden, eine reine, blendendweiße, nicht allzu hohe, aber breite Stirne. Reizend gebogene, dunkle und schmale Augenbrauen wölbten sich über lichtblaue, von langen, seidenen Wimpern umschattete Augen, die gleichwohl, vermöge der großen, wunderbaren Glanz entsendenden Pupille, ebenso dunkel wie feurig erschienen. Die Nase war nicht zu schmal, fest gezeichnet, gerade; ihre bei jeder Gemüthsbewegung sich erweiternden Flügel gaben ihr Charakter. Der Mund war fast zu klein, die hochgerötheten Lippen etwas voll und aufgeworfen, die rosigen Wangen vielleicht zu schmächtig — aber sie stimmten gerade so, wie sie waren, zu dem Uebrigen. Man hätte sich an dieser Stelle andere Lippen, andere Wangen gar nicht denken können.

Die Kleidung dieses reizenden Wesens war fast gesucht einfach und anspruchslos. — So erschien sie wenigstens neben der reichen und dabei keineswegs geschmacklosen Haustoilette der junonischen Dame.

Die Kleine hatte Jener Rede mit Staunen zuerst, dann beinahe mit Bestürzung angehört.

„Oh, oh!“ — machte sie jetzt, in ziemlicher Verlegenheit, wie sie dem Gespräche eine andere Wendung geben könne, ohne die Dame zu beleidigen. — „Sie sind zu gütig, viel zu gütig, gnädiges Fräulein! — Auch erscheint mir diese Welt nicht gar so häßlich, wie Ihnen. Ich bin freilich nur ein einfaches, unwissendes Mädchen — aber ich habe mich stets zufrieden gefühlt; und mehr verlange ich ja nicht.“

Die Gesichtszüge der Dame verdüsterten, ihre Stirne umwölkte sich wieder.

„Zufrieden?! — Ja, zufrieden!“ — Wie dies Gefühl wohl sein mag? — Ich kann mich wahrlich nicht mehr darauf entsinnen. Es ist so lange her — aber gleichviel: bedürfen wir denn so altväterischer, spießbürgerlicher Empfindungen, wir, die wir das wahre Lebensglück, das ist, die aufregenden Genüsse des Reichthums, den Taumel stets befriedigter und doch nimmersatter Begierden, den Rausch der Sinnlichkeit kennen gelernt und genießen — genießen bis zum Ende?!“

„Aber das Ende dann, gnädiges Fräulein?“

Die Dame schaute betroffen das Mädchen an, dessen Anwesenheit es vergessen, für das es ihre lautgewordenen Gedanken keineswegs bestimmt hatte. — Es war auch überraschend genug — und in der That war die Kleine selbst erstaunt und erschreckt fast über ihre Kühnheit, die sie das unwillkürlich Gedachte laut äußern ließ — daß das

schüchterne Kind sich mit solch' einer, wäre es älter, erfahrener und mit der Dame vertrauter gewesen, wohl natürlichen, für es aber ziemlich unbescheiden klingenden Frage hervorgewagt.

„Das Ende?!“ — sagte die Dame dennoch, leicht über das Unpassende der Frage und die sich kundgebende Verwirrung der Fragenden hinweggleitend. — „Mein liebes Kind, bleiben wir für jetzt bei der Gegenwart und denken wir nicht an's Ende. — Ich wüßte nicht, was man dabei gewinnen könnte, wenn man vorwitzig in die Zukunft schaute! — Aber es gefällt mir, daß Sie über das, was ich gesagt, nachgedacht. Es ist mir dies sogar sehr lieb, denn ich muß es Dir nur sagen, Kleine — Du erlaubst wohl, daß ich Dich duze? — Ich thue dies so gern! — Es ist viel traulicher, angenehmer. Ich duze fast alle Personen, mit welchen ich einigemale zusammengekommen. Es ist dies so Sitte unter uns und Du mußt Dir dies auch angewöhnen, wenn — — Ja, sieh', jetzt komme ich wieder auf das zurück, was ich sagen wollte: — wie wäre es denn, wenn wir Freundschaft schlößen, mein kleiner Engel?“

Diese schmeichelhafte Frage und Zumuthung — von einer kosenden Geberde der herablassenden Dame begleitet, welche das hocherröthende Mädchen mit der einen Hand leicht um die schlanke Mitte faßte und mit der anderen dessen zarte Wangen streichelte — versetzte die Angeredete in eine womöglich noch größere Bestürzung.

„Mein Gott, gnädiges Fräulein, Sie sind so freundlich

gegen mich, so — so gütig! — Und dann, ich weiß wirklich nicht, wie ich zu der Ehre komme — ich — Sie wissen wohl, daß ich nur als Dienerin in Ihr Haus gekommen, daß ich — —"

„A bah! Dienerin! — —" unterbrach die Dame die in sichtlicher und in ihren Worten hörbar werdender Verwirrung vor ihr Stehende. — „Dienerinnen habe ich draußen, in der Küche, in der daranstoßenden Kammer: eine Köchin, ein Stubenmädchen. — Mehr bedarf ich nicht zu meiner Bedienung. Dies ist doch einleuchtend."

„Indessen hat doch Frau von Winkel . . ."

„Indessen habe ich doch Frau von Winkel ersucht — willst Du sagen — mir eine ihrer Schutzbefohlenen gefälligst zu überlassen. Das ist ganz richtig. — Allein ich habe der sehr verehrten Vorsteherin Eurer prächtigen Stiftung — ha, ha! ich hätte nie gedacht, daß ich mit der famosen „Marienstiftung zur Heranbildung guter Hausmägde und so weiter, und so weiter" je in Verbindung treten würde! — Ich nicht, obwohl man mich auch einmal da hinein — — das heißt, ich meine, in solcher Art kann man sich's noch gefallen lassen. — Also ich habe der Vorsteherin nicht gesagt, daß ich einer Dienerin bedürfe. Ich habe von ihr nur ein junges, hübsches, freundliches Kind verlangt, ein solches, wie Du wirklich zu sein scheinst; und wenn ich dabei auf Etwas besonderen Werth legte, so war es — so wünschte ich — — — nun darüber brauchen wir gar nicht zu sprechen; denn ich bin überzeugt, daß Du ein noch völlig unverdorbenes, reines Geschöpf bist!"

„Aber, gnädiges Fraulein!“

„Ha, ha, ha! — Wie sie roth wird, die kleine Unschuld! — — Nun, nichts für ungut! Wirst wohl einen Scherz verstehen und leiden mögen von Deiner neuen Freundin. Nicht?!“

Und mit diesen Worten zog die schöne Dame das schöne Mädchen näher noch an sich und drückte ihm schmeichelnd einen Kuß auf die reine Stirne.

Es wäre diese Vereinigung der beiden Schönheiten, der kindlichen, unbewußten, keuschen des jungen Mädchens und der entwickelten, stolzen, herausfordernden der jungen Frau — als solche hätte man dem äußeren Anscheine nach die Dame bezeichnet — zu einer liebespendenden, liebeempfangenden Gruppe zweifelsohne ein reizender Anblick gewesen: wenn nicht in dem Thun der blonden Schönheit bei all' ihrem Feuer, ihrer Leidenschaftlichkeit etwas Gemachtes, Vorbereitetes, in ihren Blicken etwas Lauerndes, bei aller Zärtlichkeit gleichzeitig Frivoles und Aengstliches gelegen wäre. — Es war, als ob die Dame einen, in kalter Verstandesrechnung gefaßten, Plan ausführen hätte wollen; dann aber bei dem Anblicke der köstlichen Reize ihres Opfers, bei dem Gedanken an dessen Unschuld, bei der Erinnerung vielleicht an ihre eigene — ach, wie lange schon hinter ihr liegende! — Unschuldszeit, von besseren Regungen überwältigt worden wäre und nun im Widerstreit liege zwischen ihrem anfänglichen Wollen und ihrem von der Kleinen bezauberten Schönheitssinne, zwischen ihrem Verstande und ihrem Herzen; wobei sich noch die Furcht,

durch des Letzteren Regung irgend einen Nachtheil zu erleiden, kundzugeben schien.

Das junge Mädchen war nicht gewohnt an derartige Freundschafts- oder Liebes-Beweise. Es wollte ihm auch dünken, als ob man jene beiden Gefühle recht wohl — und recht innig dazu — hegen könne, ohne ihnen gerade durch Kosen und Schmeicheln Ausdruck zu geben. — Allein es fügte sich in die zärtliche Umarmung der schönen Dame, wenn auch mit innerem Widerwillen, doch ohne Sträuben; indem es dachte, es sei Solches wohl Sitte unter den Damen der vornehmen Welt.

Die arme Kleine glaubte wirklich, in ein vornehmes Haus, zu einer vornehmen, reichen Dame gerathen zu sein. — Auch zu einer anständigen natürlich. Denn wie könnte man vornehm und reich und dabei doch nicht anständig sein? — Eine solche Zusammenkoppelung ihr als gegenüberstehend scheinender Begriffe konnte sie in ihrer vollkommenen Unerfahrenheit und naiven Unschuld nicht zu Wege bringen. Und obwohl ihr während der acht oder neun Stunden, welche sie nun in diesem Hause, bei dieser Dame weilte — sie war erst am nämlichen Morgen durch die alte Stubenmutter der Marienstiftung hierhergebracht worden und jetzt mochte es um die sechste Abendstunde sein — gar Manches aufgefallen war, was sie mit ihrer seitherigen Anschauung von guter Lebensart, von Sitte und Zucht nicht in Einklang zu bringen vermochte: so glaubte sie doch, befangen von dem für sie Ungewohnten, Neuen, Beklemmenden, die Schuld daran ihrer Unkenntniß des

in höheren Kreisen herrschenden Tones zuschreiben zu müssen.

Jung, unerfahren, ohne Rath zu finden, ohne Vergleiche anstellen zu können, war es ihr völlig unmöglich, ein objectives Urtheil über die neue Sphäre zu fällen, in welcher ihr noch Alles fremd. — Aber ein subjectives Urtheil hatte sich dennoch ihre reine, keusche Seele schon gebildet; und ein von Minute zu Minute wachsender, fast instinctiver Widerwille gegen die freundliche Dame war das beinahe ebenso unbewußt eingetretene Resultat dieses Urtheils. — —

Die dunklen Augen der schönen — jetzt in sichtbarer Erregung fast unheimlich schönen — üppigen Dame erglühten lebhafter, feuriger; ihre dem Kusse entgegenschwellenden Lippen bebten begehrlicher; ihre vollen, blendendweißen Arme preßten sich fester um den reizenden, schlanken Leib des ebenfalls, aber aus anderer Veranlassung, zitternden Mädchens: als sie auch dessen Aufregung gewahr wurde, als sie den schnelleren, heftigeren Schlag dessen Herzens unter der jungfräulichen, zarten Brust fühlte.

„Du bist schön, Du bist wirklich schön, mein Kind — und Du sollst glücklich werden!“ — flüsterte die blonde Bacchantin mit gepreßter Stimme; und ihr Athem, der die flammende Wange des bebenden Mädchens berührte, war sengend wie glühender Wüstenhauch. — „Wie ist Dein Name, Mädchen, sprich!?“

In diesem Momente, ehe die Kleine noch hatte ant-

worten können, ließ sich ein leises, absetzendes Klopfen an der Thüre vernehmen.

Das schöne Weib sprang rasch empor aus der halbknieenden Lage, in welche es sich aus dem Rocking-chair, in dem es sich früher einige Augenblicke hin- und hergewiegt, herniedergelassen hatte, um sich fester an das reizende, stets wachsende Anziehungskraft auf es ausübende Kind schmiegen zu können.

Einige leise Worte entschlüpften dem noch halbgeöffneten, wollüstigen Munde. Sie klangen nicht wie Huld und Gnade, auch nicht nach Bildung und Höflichkeit; und, Alles in Allem genommen, hatten sie eine erstaunliche, aber entschiedene Aehnlichkeit mit Husarenflüchen.

Vielleicht eine schüchterne Reminiscenz an ehemals! —

Die Dame wußte, daß es ihre Kammerjungfer sei, die vor der Thüre stehe und auf die Erlaubniß zum Eintreten warte. Sie hatte ihre Leute gut gezogen. Sie durfte nicht fürchten, jemals zu ungelegener Zeit durch das Erscheinen ihrer dienstbaren Geister gestört zu werden. Auch nicht durch den Eintritt eines Fremden. Denn Solchem stellte sich die getreue Zofe so lange und so entschieden entgegen, bis ihre Herrin über Jenes Anwesenheit unterrichtet war und ihre Willensäußerung bezüglich seiner abgegeben hatte. Aber die „Getreue“ klopfte anders, wenn sie allein zu irgend welcher Dienstverrichtung eintreten wollte, und anders, wenn sie einen dringenden, unabweislichen Besuch zu melden, oder derartigen Auftrag zu bestellen hatte.

An der Art des Klopfens aber hatte die Dame eben erkannt, daß die Zofe eine unaufschiebbare Meldung zu machen habe.

Dennoch ließ sie sich erst ruhig auf die nächststehende Causeuse nieder, nahm das früher weggelegte, schöngebundene Buch zur Hand und suchte ihrer Miene den Ausdruck von Gleichmuth zu geben, ehe sie ein langsames und sehr eigenthümlich betontes, vielleicht auch eigenthümlich genug angewandtes: „qui vive?“ vernehmen ließ.

„Moi, mademoiselle!“

„Entrez!“

Die nun endlich in das Zimmer Tretende trug auf silberner — wenigstens dem Anscheine nach silberner — Präsentirplatte einen kleinen, schlecht zusammengefalteten, mit ungeheurem Lackklekse versehenen Brief aus grauem, groben Papier zu der Gebieterin.

Ehe diese die weiße, feine Hand nach dem mit so uneinladendem Aeußeren behafteten Schriftstücke ausstreckte, schaute sie forschend, fragend, Aufschluß begehrend, die Dienerin an.

„Ein ganz fremder Mensch, gnädiges Fräulein,“ — antwortete diese der stummen Frage. — „Noch nie hier gewesen; wenigstens nicht, seit ich die Ehre habe, in Ihrem Dienste zu stehen.“

„Und was will er? — Was schickt er da?“

„Letzteres weiß ich nicht,“ — replicirte die „Getreue.“ — „Aber was er will, hat er wohl angedeutet.“

„Nun?“

„Er will Antwort, sofortige Antwort auf diesen Brief. Mündlich oder schriftlich. Die Sache dränge. — — Es ist ein unverschämter, störrischer, gemeiner Mensch, der sich nicht zu benehmen weiß und keinen Respect vor Unsereins hat. Wär's ein Bedienter, wie sonst . . . ."

„Schweige!" — herrschte die Dame, augenscheinlich in eine ärgerliche Stimmung gerathen, der Schwätzerin zu. — „Nimm den Brief. Gib ihn dem Menschen zurück. — Ich empfange keine solchen Briefe, mindestens nicht, ohne zu wissen, von wem sie gesendet!"

Die Zofe wollte sich ohne Gegenrede entfernen, dem Befehle nachzukommen.

Plötzlich sprang die Dame auf. Ihre Gesichtszüge verriethen eine große Veränderung, die in ihr vorgegangen. An die Stelle des Aergers war ein Gemisch von Schreck, Zorn, Abscheu und Neugierde getreten. — Mit hastigen Schritten hatte sie die Kammerzofe erreicht, mit schneller Bewegung den Brief an sich genommen.

„Ich will den Wisch doch lesen! — Gehe und führe den Menschen in die Küche. Er soll dort auf Antwort warten. Verstanden? Dort, in der Küche. Ich will nicht, daß er von irgendjemand Anderem gesehen würde; von ihm zum Beispiele, wenn er kommen sollte. Ich will auch nicht, daß Kathi mit ihm spricht! Du verstehst?! — — Fort!"

Die Thüre schloß sich hinter der Kammerjungfer. — Die Dame war allein. Mindestens wähnte sie, allein zu sein. Sie hatte des jungen, schönen Mädchens, dem sie eben

noch solch' zärtliche Freundschaft erwiesen hatte, in der Aufregung des Augenblickes gänzlich vergessen; was um so leichter hatte geschehen können, da die Kleine sich — froh der Unterbrechung, welche sie aus der immer beängstigender für sie werdenden Umarmung der leidenschaftlichen Frau befreit — in den Caminwinkel des Zimmers und an den dort befindlichen Tisch zurückgezogen hatte, an welchem sie früher gearbeitet und wo sie nun, halb verborgen hinter aufgebauschten Ballkleidern, welche über einem Stuhle hingen, ängstlich und zagend einer Erneuerung des gestörten Gespräches entgegensah.

Freilich hatte sie nicht zu fürchten, daß die Dame sie sofort wieder mit unverständlichen Reden und unbegreiflichen Liebkosungen verwirre und belästige. Die schöne Blondine hatte nun Anderes zu thun, war von Anderem erregt, in Anspruch genommen; und es genügte sogar der wenig geschärfte Blick des schüchternen Mädchens, um diesem entdecken zu lassen: daß die Aufregung ihrer Herrin — oder Freundin, wie sie selbst sich zu nennen beliebt — eine eben so heftige, wie gegen früher anderartige und unerwartet eingetretene war.

Daß der überbrachte Brief — den die Schöne jetzt in der bebenden Rechten hielt und bald seine Aufschrift, bald die Reversseite mit dem braunen, eines Kupferkreuzers Abdruck zeigenden, Siegel zornglühend und dann wieder schreckensbleich betrachtete — die Veranlassung ihrer Aufregung, war zweifellos.

Es ließ sich auch unterstellen, daß sie aus dem Aeuße-

ren dieses Schreibens dessen Absender nicht sofort zu errathen vermocht hatte, daß sie also mit diesem nicht in einer allzu häufigen Correspondenz stand. — Aber eine Erinnerung mußte plötzlich in ihr wachgeworden sein, mußte aus dem grauen Papiere und dem wirren Gekritzel der Aufschrift eine sie erschreckende Brücke in die Vergangenheit hinübergesponnen und ihr dort ein Bild gezeigt haben, das mit dem Aeußeren dieses Briefes häßlich harmonirte. — In Folge dieser Erinnerung, dieses Erschreckens, dieser Befürchtungen dann ihre plötzliche Sinneswandelung.

„Also lassen wir wieder einmal Etwas von uns hören, Herr Bruder!" — murmelte sie mit gepreßter, zornbebender Stimme so leise vor sich hin, daß die Kleine dort hinter dem Tische sie nicht verstehen hätte können, wenn diese auch wirklich beabsichtigt haben würde, zu horchen; was in der That keineswegs der Fall war. — „Ah, ah! Man hat also unsern Aufenthaltsort, unsern jetzigen Namen sogar entdeckt?! — Richtig, hier steht's ja zu lesen mit prächtigen Buchstaben. — Nun, schreiben scheint mein Herr Bruder in — — in der Fremde gerade nicht besser gelernt zu haben, als er es früher konnte! — Dieselben groben, dabei gebrochenen, hin- und her-wankenden Züge, dieselbe Richtung der Buchstaben nach allen Himmelsstrichen! — Und doch, ich kenne ja seine Schrift nur sehr oberflächlich von früher her. Kann nicht dennoch der Brief von jemand Anderem sein?! — Gibt es nicht genug Leute, die nicht oder eben so schlecht nur schreiben können, wie Alois?! — — Freilich wohl, aber ich wüßte Niemand

sonst, der — dieser Menschenclasse angehörend — die Unverschämtheit hätte, an mich zu schreiben."

Die Dame war, ermattet von der sie durchwühlenden Aufregung, in einen Lehnsessel gesunken. Sie hielt den Brief abermals vor ihre Augen. Sie buchstabirte abermals die Aufschrift:

„An Fräulein Clara Wolf
im ersten Stock
in Wien
auf'm Schottenring Nr. 60."

Das war ihre Adresse, daran war nicht zu zweifeln; allerdings etwas verwirrt und unorthographisch geschrieben, aber doch immerhin ihr Name, Straße und Haus, in dem sie wohnte.

„Ja, ja!" — fuhr sie nach einer kurzen Pause in ihrem Selbstgespräche fort. — „Er ist es, der mir schreibt! — Und was er will? — Kann ich daran noch zweifeln?! Ist's nöthig, daß ich erst den Brief erbreche, um zu erfahren, daß er — — daß er zurückgekehrt ist! Es ist ja gerade seine Zeit um — und ich Thörin habe in der letzten Zeit ganz auf diesen Umstand, auf ihn selbst, den Elenden, gänzlich vergessen! — — Vielleicht hätte sich vorbauen, vielleicht — nein! gewiß — Manches verhüten lassen, wenn ich früher daran gedacht. Aber nun, nun ist's zu spät: er ist da und fordert seinen Tribut! — — Und das wäre noch das Wenigste. Ich weiß zwar aus Erfahrung, wie er zu ziehen versteht, weiß, welch' schöne Summen er mich schon gekostet hat, kann berechnen, um

wie viel größer seine Ansprüche nun sein werden, da er mich in einer so vortheilhaften, von ihm sicher nicht vermutheten Lage findet. — Allein, wenn ich auch jetzt wieder zahle, so lange ich noch zahlen kann, bin ich doch nicht sicher, ob er sich nicht unterfängt, in meine Angelegenheiten sich einzumischen, meine schönen Pläne auf den alten — — Teufel auch!" — rief sie aufspringend mit lauterer Stimme. — „Das muß verhindert werden! — Ich habe keine Wahl: ich muß mich Verestri gänzlich anvertrauen. Der allein kann hier Hilfe schaffen; der wird es auch thun, da ja sein Interesse nicht minder gefährdet ist, als das meine!"

Dieser sich selbst gegebene Rath schien Fräulein Clara einigermaßen Beruhigung zu gewähren.

Sie sann noch einige Augenblicke schweigend nach. Dann konnte schon ein leises Lächeln auf ihre schönen Züge zurückkehren. Aber zugleich ein boshaftes, fast teuflisches Lächeln.

„Und ob Verestri will?! — Bah, er muß wollen. — Aber wenn er dennoch zurückträte, auch von dem Andern allen?! — Dann hätte er auch nicht das gleiche Interesse, wie ich, meinen Bruder — — — Ah, dafür will ich schon sorgen; noch eine Masche zu dem Netz — dazu muß mir die Kleine dienen. Ich habe ohnedem schon daran gedacht — und zu was sonst hätte sie mir denn der Zufall heute zugeführt?! — Also lesen wir einmal diesen liebenswürdigen Brief."

Clara hatte das Siegel erbrochen, das Papier aus-

einandergefaltet. Ihre Blicke flogen schnell über die wenigen, breitspurigen Zeilen.

Aber schon beim ersten Hinblicke hatte sich der Ausdruck ihres Gesichtes abermals verändert. Es war blässer noch geworden, denn vorher. — Dann zuckte es wie Wetterleuchten über die sich verzerrenden Züge. — Allein nur für wenige Augenblicke; nur so lange, als die Lectüre währte.

Jetzt sank die Hand mit dem Briefe schlaff hernieder. Noch ein letztes Zerren und Zucken lief von den trüb schimmernden Augen zum Munde. — Es war, als ob das unterdrückte Gefühl sich gewaltsam Bahn brechen wolle. Aber ihr Egoismus siegte.

Mit starrem Blicke schaute sie während einiger Augenblicke nach einem unentdeckbaren Etwas, das, Jenes Richtung zufolge, sich in der dem Kamine entgegengesetzten Ecke des Gemaches hätte befinden müssen; während in Wahrheit dort durchaus Nichts war, das eines so unverwandten Anstierens würdig gewesen wäre. — Dann erhob sie — ohne dabei noch die Blicke von dem einmal festgehaltenen Punkte zu verwenden, oder ihr von diesem imaginären Gegenstande ausgehendes und zu ihm wieder zurückkehrendes Sinnen zu unterbrechen — fast mechanisch den Arm, ließ die schöne, weiße, sichtlich erbebende Hand langsam über die Marmor-Platte des Spiegeltischchens gleiten und sie auf dieser herumgreifen, bis sie endlich an das dort befindliche Silberglöckchen gelangte.

Da, bei dieser Berührung, zuckte das schöne Weib zusammen und aus seinem traumartigen Zustande empor.

Die Hand erfaßte — den Brief fallen lassend — die Glocke, deren Feder sie einigemale in eiliger Folge niederschnellen ließ, so daß der feine Ton hell und scharf die unheimlich gewordene Stille durchgellte.

Das junge, schöne, in seinem unabsichtlichen Verstecke hinter den Ballroben weilende Mädchen, welches dem bisherigen Thun der Dame fast wider seinen Willen eine sich allmälig steigernde Aufmerksamkeit hatte schenken müssen und dem ein Theil deren Selbstgespräches, und zwar der spätere, lauter geführte, nicht entgangen war, war dadurch mehr und mehr von einer unbestimmten Beängstigung, von einer an Furcht grenzenden Bangigkeit befallen worden.

Wer war diese Frau, die mit dem Scheine des Reichthums, der höheren Lebenssphäre, in den sie sich gehüllt, so zweifellos rohe Manieren vereinte, daß sie fluchen konnte, wie ein Soldat; die von dem Anblicke eines hübschen Mädchens zu fast unweiblicher Zärtlichkeit, von dem Inhalte eines unscheinbaren Briefes zu loderndem Zorne hingerissen werden konnte? — Was ging hier vor, das die Dame einmal wie eine ertappte Diebin zittern, dann wieder wie eine zum Aeußersten entschlossene Verbrecherin triumphiren machte? — In welcher Beziehung stand es selbst, das junge Mädchen, zu dieser Frau, zu deren verstecktem, unheimlichen Thun; in welche sollte es zu ihr, sollte es zu dem Manne treten, dessen Namen Jene ausgesprochen, und den sie mit ihm in eine ihm unbegreifliche und dennoch erschreckende Verbindung gebracht? — Oder hatte das Mädchen falsch verstanden; sollte mit der Bezeichnung

„Kleine“ nicht es, sollte irgend jemand Anderer gemeint sein? — — Und was endlich mochte in dem Briefe enthalten sein, das die, wie aus Allem hervórging, energische und willenskräftige Dame so zu erschrecken vermochte?

Ueber letzteren Umstand sollte das geängstigte und nur in ungewisser, ahnungsvoller Besorgniß neugierige Mädchen bald genügenden Aufschluß erhalten. —

Wenige Augenblicke, nachdem die silberhelle Glocken-Stimme das Gemach durchgellt, trat die getreue Zofe der edlen Gebieterin, Mamsell Ida — wie der Herr, so der Diener; und wenn die schöne Clara das Recht usurpirte, sich „gnädiges Fräulein“ nennen zu lassen, mochte deren Dienerin sich wohl den verballhornten Titel „mademoiselle“ anmaßen — eiligen Schrittes in das Zimmer.

„Befehlen, gnädiges Fräulein?“

„Ist der Mensch, welcher Dir dies Schreiben übergeben, noch in der Küche?“

„Gewiß ist er dort. — Er ist ein störrischer Mensch, der nicht spricht und nicht deutet, der — —“

„Da thut er sehr wohl daran. Es wäre gut, Du folgtest seinem Beispiele! Uebrigens habe ich Dir ausdrücklich gesagt, daß ich nicht will, Ihr, besonders Kathi, sprächet mit dem Burschen.“

„Ist auch nicht geschehen!“ — machte Mamsell Ida, etwas gekränkt und etwas schnippisch. — „Gerade deshalb blieb ich in der Küche, um die Köchin zu verhindern, mit dem — — —“

„Schon gut!“ — unterbrach Fräulein Clara abermals

die Zofe. Die schöne Dame hatte längst ihre volle Fassung wiedergewonnen; aber die bei dem Lesen des Briefes aus ihrem Antlitz gewichene sorglose Heiterkeit — oder Etwas der Art wenigstens, das, je nach Umständen, im Vereine mit Leidenschaftlichkeit entweder, oder mit Coquetterie, oder auch mit Frivolität dem reizenden Gesichte den Stempel leichtsinnigen Lebensgenusses aufzudrücken pflegte — diese sorglose Heiterkeit hatte Clara nicht zurückzuzaubern vermocht auf ihre Züge, die jetzt, bleich und verstört, den vielleicht noch in ihrer Seele tobenden Sturm, aber auch den festen Entschluß verriethen, ihn, koste es was es wolle, zu beschwichtigen. — Dieser Entschluß hatte genügt, Clara die äußerliche Fassung wiederzugeben; freilich ohne die Spuren der Aufregung gänzlich verwischen zu können.

Sie hatte nach den letzten Worten einen Augenblick nachgedacht. Dann fuhr sie, zu ihrer Dienerin gewendet, mit erkünstelter Ruhe fort:

„Der Mensch ist, wie ich mir gedacht, der Ueberbringer eines Bettelbriefes. — Ich sollte ihn allerdings abweisen, besonders da er so keck eingedrungen und dazu in so später Stunde. — Allein die Noth des Briefsenders scheint eine wirklich dringende. Mein gutes, weiches Herz spielt mir vielleicht wieder einen Streich — indessen, es ist heute ein glücklicher Tag für mich, ich gehe einem vergnügten Abende entgegen: so will ich denn noch einmal meine milde Hand aufthun. — — Führe den Menschen in das Hinterzimmer. Ich will ihm dort ein Geschenk geben. — Was man thut, muß man ganz thun; und so will ich

ihn nicht durch Almosenspenden in Euerer Gegenwart beschämen. — Laß' mich also allein mit ihm und sorge, daß ich nicht gestört werde!"

Die Zofe hatte während dieser weitläufig erklärenden, aber eben, weil eine Erklärung gegen die Dienerin kaum vonnöthen und auch sonst nicht in Clara's Art lag, wie eine Entschuldigung deren Vorhabens klingenden, Worte ihre Blicke zur Erde gesenkt. Sie machte dabei ein so einfältiges Gesicht, wie möglich; und sie konnte in dieser Beziehung — sei es in Folge schätzenswerther Naturanlagen oder langer Angewöhnung — Vorzügliches leisten. — Allein einem Beobachter wäre nicht entgangen, daß um Mamsell Ida's Augen und Lippen ein halb lauernder, halb triumphirender Zug spielte und daß, als sie jetzt ihre Blicke wieder erhob, diese forschend nach dem, wie sie gleich beim Eintritte bemerkt, auf dem Spiegeltischchen liegenden Briefe flogen. — Sie schien mit sichtbarer Beklemmung abzuwarten, ob ihre Gebieterin denselben wieder an sich nehme oder nicht, und deshalb mit der Ausführung ihres Auftrages einigermaßen zu zögern.

Clara indessen achtete nicht im Geringsten weder ihrer Dienerin, noch des Briefes. — Sie mochte kaum wissen, daß Jene noch im Zimmer. Sie ging, wie in tiefes Nachsinnen versunken, ohne die Blicke vom Boden zu erheben, zu einem kleinen, zierlichen Schreibtische in einer der Fensterecken, erschloß diesen und nahm aus einer darin befindlichen Chatoulle eine Anzahl Banknoten, die sie zu sich steckte.

Dann verließ sie das Gemach durch eine Seitenthüre; während Mamsell Ida schon etwas früher — gleich nachdem sie sich überzeugt, daß ihr Fräulein dem Briefe keine weitere Beachtung schenke — durch die Mittelthüre aus dem Zimmer getreten war, um den erhaltenen Befehl auszuführen.

Im nächsten Augenblicke war das junge, von der Dame des Hauses vergessene, von dieser und ihrer Dienerin in dem verborgenen Winkel, in welchen es sich zurückgezogen, nicht bemerkte Mädchen allein in dem elegant möblirten, behaglich durchwärmten Zimmer, an dessen Fenster jetzt der seit einiger Zeit heftiger tobende Sturm prallte und — über die öden Glacisgründe fegend — mit voller Gewalt die dort emporgewehten Schneemassen peitschte.

Das bange, unheimliche Gefühl, welches des Mädchens schuldloses Herz beklommen machte, obgleich sein schlichter, aber klarer Verstand ihm eine eigentliche und genügende Begründung dieses Gefühles nicht zu geben vermochte, verminderte sich nicht, als die Veranlasserin dieser Beängstigung, Fräulein Clara, das Zimmer verlassen hatte.

So unklar, vielleicht auch unmotivirt, des Mädchens Sorge und Angst sein mochten, dennoch waren sie nun einmal vorhanden; und das unerklärliche Gefühl, welches schon beim Betreten dieser Räume in seiner Seele wach geworden und ihm gesagt hatte, daß hier keine Stätte für sein längeres Verweilen sei, daß ihm hier Unheil drohe; dasselbe Gefühl, das allmälig aus mancher Veranlassung Nahrung gewonnen hatte und erstarkt, später aber durch die Freundlichkeit der Dame eingeschlummert war, bis es in

Folge der letzten Scenen stärker wieder erwachte: dieses Gefühl hatte sich der armen Waise jetzt so gänzlich bemächtigt, daß sie nach der Entfernung des Fräuleins in völliger Verwirrung aufsprang, ihren Hut und Mantel, welche sie am Morgen über einen Stuhl gelegt und noch nicht Zeit oder Veranlassung gefunden hatte, sie anderswo unterzubringen, an sich nahm und in fliegender Hast sich zum Verlassen des Hauses bereitete.

„Ich kann hier unmöglich bleiben, ich kann nicht" — sagte sie dabei zu sich. — „Diese Atmosphäre erstickt mich, dieser Boden brennt mir unter den Sohlen! Ich weiß nicht, was mir droht; aber ich fühle — hier, hier sagt mir's eine lauter und lauter werdende Stimme — daß ich bedroht bin, von irgend etwas Unbekanntem aber Schrecklichen bedroht bin. — O Gott, mein Gott, soll ich denn nirgends eine sichere Stätte, ein Asyl finden! — Stets gehetzt, stets beängstigt! — Und wenn ich von hier gehe, wohin soll ich mich dann wenden? — In das Stiftungshaus zurück? Nimmermehr! — Nein, nein — in diesem düsteren, häßlichen Hause würde ich sterben!"

Das Mädchen war mit seiner Toilette zu Ende gekommen. Es warf noch einen raschen Blick um sich. Es wollte dann zur Thüre eilen.

Da vernahm es außerhalb derselben eilig näherkommende Schritte. — Wenn die Dame zurückkehrte?! — Würde diese es von sich lassen? Konnte es einen stichhaltigen Grund seiner Entfernung angeben?

Diese Gedanken, blitzschnell durch seinen Geist ziehend,

veranlaßten das Mädchen, fast unwillkürlich seine Schritte zu wenden. Es eilte zum Fenster. Es erreichte dasselbe, als sich die Thür öffnete. Schnell entschlossen — und doch kaum wissend, was es that, was es damit bezweckte — schlüpfte es hinter die faltenreiche, herniedergelassene Seiden-Gardine, dieselbe hinter sich zusammenziehend.

Die Eintretende konnte sonach des Mädchens nicht ansichtig werden. Sie hatte auch zweifelsohne keinen Gedanken an dasselbe, nicht daran, daß es überhaupt hier war, noch hier sein müsse.

Diese Eintretende aber war Mamsell Ida, die nun die Thüre vorsichtig hinter sich schloß, eilig zum Spiegeltischchen huschte und dort mit gieriger Hand den offenliegenden Brief mit dem grauen Papier und dem großen Siegelklekse an sich nahm.

Noch einen scheuen Blick durch das Gemach: dann begann sie zu lesen.

Sie las mit halblauter Stimme. — Es gibt Leute, welche etwas Gelesenes erst dann zum Verständnisse bekommen, wenn sie es hören. Das alleinige Sehen genügt solchen unbewanderten, selten von ihrer Schulkenntniß Gebrauch machenden Lesekünstlern nicht, um sich den Sinn der wirren Buchstaben klar zu machen. Schwieriger noch wird ihnen Solches bei Geschriebenem, als bei Gedrucktem.

So auch ging es der getreuen Ida.

Sie hatte den „Menschen“ aus der Küche, woselbst es ihr weder, noch der nicht minder neugierigen Köchin gelungen, irgend eine genügende Antwort aus dem störrischen

Burschen herauszupressen, nach dem Hinterzimmer geführt, wie es Fräulein Clara befohlen. — Sie hatte dieses Zimmer wieder verlassen müssen, als Jene gleich nach ihr eingetreten. — Sie hatte dann wohl den Versuch gemacht, durch das Schlüsselloch zu lauschen und zu spähen; denn ihre standesgemäße Neugierde war durch das verdächtige Benehmen der „Gnädigen“, für welche sie gerade so viel Achtung hegte, als ihr dies bei ziemlich genauer Kenntniß deren Lebensweise möglich war, begreiflicher Weise zu einem hohen und folternden Grade gespannt worden. — Allein sie hatte sich sofort — wie sie auch aus Erfahrungs-Gründen gar nicht anders hatte vermuthen können — überzeugen müssen, daß ihre Bemühungen hier keinen Erfolg haben konnten. — Die Thüre war nämlich von innen mit dichten Draperien verhängt; jene selbst aber in der einen Ecke des langen Gemaches; und das Fräulein gewohnt, ihre in diesem Zimmer angenommenen Besuche in der entgegengesetzten Ecke desselben zu empfangen.

So blieb der „Kammerzofe“ — wie sich Ida im Bewußtsein ihrer außerordentlichen Würde und mit berechtigtem Stolze selbst zu nennen beliebte — nichts Anderes übrig, um ihre Neugierde zu befriedigen, als jenen Plan zu verfolgen, den sie schon bei ihrer früheren Anwesenheit im Wohnzimmer gefaßt hatte.

Wenn der Brief noch dort auf dem Spiegeltischchen lag, wie sie vermuthen durfte, und wenn sie sich mit ihrem Thun beeilte, konnte sie den Brief wohl zu Ende lesen, ehe ihre Gebieterin zurückkehrte. — Denn sicherlich hatte

diese mit dem „Menschen" mehr zu besprechen, als in wenigen Augenblicken geschehen konnte. Andernfalls hätte sie ihn nicht in das Hinterzimmer führen lassen, sondern in dem Wohnzimmer empfangen. —

In solcher Absicht war Ida in das Zimmer geeilt, hatte den Brief an sich genommen und zu lesen begonnen.

Sie stand dabei — da sich das Spiegeltischchen zwischen den beiden Fenstern befand — kaum zwei Schritte von dem hinter der Fenstergardine verborgenen Mädchen entfernt; und dieses, gegen seinen Willen zur Lauscherin geworden, konnte jedes Wort deutlich vernehmen, welches Ida laut genug, langsam und oft buchstabirend aus dem Briefe las.

Anfänglich hatte das Mädchen die Absicht, seine Gedanken gewaltsam von der Vorlesung abzulenken, um nicht Mitwisserin eines Geheimnisses zu werden, in das zu dringen es kein Recht hatte; allein seine ungewöhnliche Erregung gestattete ihm nicht, die Gedanken nach anderer Richtung zu concentriren. Es mußte wider Willen die Worte nicht nur vernehmen, sondern auch verstehen, und fühlte bald ein lebhaftes Interesse für das Vernommene wach werden.

Der Brief lautete folgendermaßen:

„Mamsell Clara!

„Seit einem Vierteljahr haben wir nichts von Ihnen gehört und kein Geld von Ihnen gesehen! — Auch hat mein Mann Sie nicht finden können. Auf der Polizei hat er Sie auch nicht erfragt und wir haben g'glaubt,

daß man Sie abg'schafft von Wien, weil Sie keine Hiesige. — Wenn wir nicht Mitleid mit dem armen Wurm gehabt, hätten wir ihn auch der Polizei zum Abschaffen übergeben, denn kein Geld nicht und Noth und Elend genug und doch ein fremdes Kind erhalten, das ist einmal zu viel!

„Aber jetzt hat der arme Wurm ausgelitten. Heute Nacht ist er an der Auszehrung gestorben — gut für ihn, denn wenn ein Kind eine solche Rabenmutter hat und kein' Vater gar nicht, dann ist schon der Tod am besten.

„Morgen wird er begraben. Es ist g'rad ein Zufall, daß der Schanni von der Nachbarin, der Ihnen den Brief auch bringen wird, Sie gestern in Sammt und Seiden, hat er g'sagt — pfui, schämen's Ihnen, und 's Kind hätten's verhungern lassen, wenn wir nicht mitleidige Leut' g'wesen — also der Schanni hat Sie in ein Haus gehen sehn und gefragt und g'hört, daß Sie jetzt anders heißen und dort wohnen. — Und desweg'n schreib' ich Ihnen, daß's Kind todt und daß Sie doch wenigstens für eine ordentliche Leich' sorgen sollen, wenn der arme Wurm schon im Leben nichts Gutes nicht g'habt. Wir können ihn nicht begraben lassen!

„Also schicken's ein Geld. Daß Sie selber kommen, verlang ich nicht, und 's todte Kind hat eh nichts mehr davon, wenn Sie's jetzt küssen thäten. — Ja, hätt' freilich gern ein Kuß von der Mutter g'habt, der Arme, wo er noch g'lebt, und hat oft nach ihr g'fragt, recht oft,

besonders in die letzten Täg. Wir hab'n ihm aber g'sagt, sein Mutter ist todt, und dann hat er g'weint und dann — — — Mit Achtung

„Hofbauer Maria."

Der Eindruck, welchen diese Zeilen auf die beiden Mädchen hervorbrachten, die — absichtlich das eine, zufällig das andere — von so traurigem Geheimnisse Kunde erhalten, war ein sehr verschiedenartiger.

Während in Ida's Augen nur der Triumph des glücklich vollbrachten Raubes — freilich nur des Gedanken-Raubes, des Raubes eines nicht für sie bestimmten Wissens — leuchtete und auf ihren gemeinen Zügen befriedigte Neugierde und boshafte Schadenfreude zu lesen waren, hatten sich der Verborgenen Augen zu Ende der Vorlesung mit Thränen gefüllt und das tiefe zweischneidige Weh, welches bei dem Gedanken an der lieblosen Mutter Verderbtheit und an des armen Kindes freudloses Dasein und verlassenes Sterben ihr Herz zerriß, prägte sich auf den erbleichten, mitleidvollen Zügen aus.

Sie hatte indessen keine Zeit, diesem Schmerz um fremdes Leid und fremde Schuld nachzuhängen. Ihre eigene Lage forderte sie wenn auch nicht mehr zum Nachdenken, da ihre frühere, halb unklare Absicht, dies Haus zu verlassen, durch das Ebenvernommene in momentaner Regung zum festen Entschlusse erstarkt war — so doch zum Handeln auf. Da sie aber — festgebannt in ihrem Verstecke durch die Anwesenheit der Kammerzofe und unfähig, jenen jetzt zu verlassen, sich dadurch die Beschä-

mung zu bereiten, daß sie, gleichviel ob absichtlich oder zufällig, gelauscht habe — nicht sofort handeln, nicht offen fortgehen, noch heimlich fliehen konnte: so mußte sie doch wieder nachdenken, an Mittel denken, wie es ihr möglich, den Versteck und das Haus zu verlassen, welch' ersterer ihr von Augenblick zu Augenblick lästiger wurde.

Sie sollte aber noch mehr erlauschen müssen an diesem Abende; noch tiefer eingeweiht werden in Geheimnisse, nach deren Erforschung es sie nicht gelüstet hatte und deren Kenntniß dennoch von wesentlichem Einflusse nicht nur auf ihr augenblickliches Gebahren, sondern auch auf ihr jetziges und künftiges Geschick, sowie auf das anderer, guter und unglücklicher Menschen werden sollte, mit denen sie später in Berührung kam. —

Mamsell Ida war kaum mit dem Lesen des Briefes zu Ende gekommen und noch unter der momentanen Nachwirkung des Erfahrenen in Nachsinnen versunken — freilich nur, wie sie die verrätherisch erlangte Kenntniß am Vortheilhaftesten für sich verwerthen könnte —: als sie, und mit ihr die Versteckte, die Thürglocke heftig ertönen, gleich darauf das Oeffnen einer Thüre und eilig näherkommende Männerschritte hörten.

Augenblicklich ließ die brave Zofe den Brief wieder auf das Spiegeltischchen fallen, lief zum Caminofen, kniete vor diesem nieder und machte sich mit Nachfüllen von Kohlen und Anblasen des fast erloschenen Feuers zu schaffen.

Im nächsten Momente öffnete sich, ohne daß vorher

angeklopft worden wäre, die Zimmerthüre und ein elegant gekleideter junger Herr trat, den schneebedeckten Hut noch auf dem Kopfe behaltend, mit den Worten ein:

„Wo ist denn heute die kleine Katze, daß man, ohne angemeldet zu werden, zu Dir — — —“

Der Herr unterbrach sich selbst. Seine Blicke hatten hastig das Zimmer durchforscht und ihm sofort die Ueberzeugung verschafft, daß Diejenige, welche er hier vermuthet und an die er seine Worte gerichtet, nicht zugegen sei. — Einen Augenblick später aber wurde er der Zofe gewahr, welche kichernd ihre Anwesenheit zu erkennen gegeben.

„Ah, sieh da — sind wir allein hier, meine kleine Feuerhexe!“ — fuhr der elegante Herr fort, seinen Hut abnehmend und den darauf haftenden Schnee Mamsell Ida, der er sich gleichzeitig eilig näherte, in's Gesicht schleudernd. — „Wo ist denn Clara, wo ist das gnädige Fräulein? — frage ich. — Ausgegangen, he?!“

Ida hatte sich erhoben. Sie hatte sich erheben müssen; denn der sich hier so vertraulich und heimisch Geberdende hatte sie mit starkem Arme um die schmächtige Taille gefaßt und sie zu sich empor, gleichzeitig an seine Brust gezogen. — Die von dem rasch zerfließenden Schnee, der ihr Antlitz bedeckte, wohl Geblendete mochte das Beginnen des Herrn nicht gesehen, sonach demselben keinen Widerstand leisten haben können. — Dessenungeachtet setzte sie den zärtlichen Angriffen desselben auch jetzt kein ernstliches Widerstreben entgegen; und die gute Manier, mit welcher sie gleich darauf den schnell angebrachten Kuß annahm und

mit leuchtendem Auge erwiderte, ließ vermuthen: daß sie sich nicht zum ersten Male mit dem Besuche ihres Fräuleins in traulichem tête à tête befinde und daß sie einen solchen, vielleicht selten gewährten Glücksmoment mit schmeichelhafter Hingebung zu benützen verstehe.

Sie schmiegte sich einen Augenblick verlangend, leidenschaftlich erbebend, an die Brust des Mannes; und ihr von verzehrender Gluth flammendes Auge wandte sich nur von dem ziemlich gleichgiltig aussehenden und leicht lächelnden Antlitz des sie Haltenden ab, um, nach flüchtiger Durchspähung des Gemaches, mit sinnengierigem Blicke an den breiten, schwellenden Polstern des Divans haften zu bleiben.

Der herablassende Herr mochte die Gedanken des verliebten Kätzchens errathen; dabei mochte bei so naher Berührung die Liebesflamme — aus dem frischen Körper des, Alles in Allem genommen, nicht häßlichen und noch jungen Mädchens lodernd — auch ihn durchwärmt haben und geneigt machen, eine leichte und gewohnheitsmäßig angewandte Galanterie weiter zu verfolgen.

Da er indessen weit entfernt war, wirkliche Liebe zu der Zofe seiner „Freundin,“ oder auch nur heftiges Sinnen-Verlangen zu fühlen, so konnte er ruhig erwägend, vorsichtig und gefaßt bleiben, was bekanntlich Liebenden und leidenschaftlich Aufgeregten nicht allzu oft gelingt.

Ehe er daher einen zweiten Kuß auf die begehrlich ihm entgegenschwellenden Lippen des Mädchens drückte, wiederholte er mit leiser und eigenthümlich fliegender Stimme seine Frage:

„Wo ist Dein Fräulein? — Sind wir unbelauscht, ungestört?“

Mamsell Ida fuhr bei diesen Worten, wie in jähem Schrecke, zugleich wie im Zorn und Aerger, zurück und versuchte, sich den sie fester haltenden Armen des Galans zu entwinden; und zwar nicht deshalb blos, weil dessen zeitgemäße, aber ihre Illusionen und Hoffnungen zerstörende Frage ihr das Gefährliche ihrer gegenwärtigen Situation und den Umstand in Erinnerung rief, daß sie jeden Augenblick gestört werden konnte und an eine glückliche Schäferstunde jetzt nicht zu denken sei; sondern weil sie fast gleichzeitig die Beantwortung dieser Frage vernehmen mußte.

Sie hörte, wie sich die Thüre des Hinterzimmers öffnete und schloß, wie Solches gleich darauf auch mit der Hausthüre geschah und wie im nächsten Augenblicke die raschen Schritte ihrer Gebieterin, durch das Nebenzimmer herankommend, laut wurden. — Noch einige Secunden: und Fräulein Clara mußte die Thüre öffnen und ihre Dienerin in den Armen ihres Cavaliers finden.

Das war es, was Mamsell Ida veranlaßte, wider alles Erwarten des jetzt feuriger werdenden Herrn sich aus dessen umschlingenden Armen loszuwinden; aber gerade dieser Widerstand des sonst so willigen Mädchens fachte Jenes nun einmal wachgewordene Leidenschaft zu höherer Flamme an. — Er hatte das Geräusch der sich öffnenden und schließenden Thüren, der näher kommenden Schritte nicht vernommen, mindestens nicht beachtet; er hatte auch kaum dieselben Rücksichten zu nehmen, wie seine jetzt so

erschreckte Schöne; er hielt diese fester, preßte sie neuerdings, stürmischer noch denn früher, in seine Arme.

Ein lautes Kreischen der Kammerzofe, ein Knarren der aus dem Seitengemach führenden Thüre, belehrte ihn indessen früh genug von dem, was, unbeachtet von ihm, vorgegangen. — Er wandte seine Blicke von dem erbleichten Mädchen, das sich jetzt endlich loszureißen und weinend aus dem Zimmer zu laufen vermochte: und sah einige Schritte vor sich die Herrin dieser Räume, die schöne blonde Dame, Fräulein Clara Wolf.

Mit übereinander geschlagenen Armen, ein kaltes, halb spöttisches Lächeln auf den bleichen, jetzt abgespannten, schlaffen Zügen zeigend, stand Clara vor ihrem Besuche, der während einiger Augenblicke eine gewisse Verlegenheit nicht ganz zu bemeistern vermochte.

„Wenn ich gewußt, daß ich Dich stören würde —“ unterbrach Clara das kurzwährende, aber peinliche Schweigen — „das heißt, wenn ich geahnt, daß Du hier seiest und daß jene Person eine solche Anziehungskraft auf Dich übt — denn dann hätte ich mir das Andere ohnehin denken können — wäre ich sicherlich nicht eingetreten, sondern im anderen Zimmer geblieben. — Du mußt diese unangenehme Störung also mit meiner Unkenntniß von Deiner Ankunft entschuldigen und daraus die Lehre ziehen, in Zukunft die Thüren zu schließen, wenn Du wieder Lust hast, Dich mit einem meiner Domestiken zu unterhalten!“

Verestri — dies war der Name des Angeredeten, des trauten Hausfreundes der schönen Clara — hatte sich

längst wieder gesammelt und jede Spur seiner momentanen Verlegenheit beseitigt. — Er strich sich die schwarzen Ringellocken aus der breiten, schönen Stirne und warf sich lachend in die nächststehende Causeuse.

„Du bist wirklich ein Engel, liebe Clara! — So viel Nachsicht mit meinen kleinen Schwächen, so viel Duldung und Liebe! Unsere dereinstige Ehe muß zweifelsohne eine ungewöhnlich glückliche werden. Meinst Du nicht auch, mein Schatz?"

„Noch sind wir nicht so weit, mein Lieber!"

Verestri schaute, etwas betroffen durch den kalten, frostigen Ton dieser Worte, in Clara's Antlitz. Er erkannte darin die Folgen der Aufregung der letzten Viertelstunde. Deren Grund vermochte er freilich nicht zu errathen; allein es war ihm auch weniger um eine Erklärung dieser Symptome der Erschlaffung, der Niedergeschlagenheit zu thun, über welche er sich immerhin mit einem ihm wohl bekannten lateinischen Sprüchworte hätte beruhigen können, als um die Deutung des scharfen, harten, grausamen Zuges, der heute in ungewöhnlicher Ausprägung, von den Nasenflügeln zu den Mundwinkeln laufend, in Clara's Antlitz sichtbar wurde.

„Da sagst Du mir wohl etwas ganz Neues, Clara? — Wenn wir schon so weit wären, würde ich mir dann alle die Mühe und Sorge bereiten, um zu unserem Ziele zu gelangen?"

„Mühe, Sorge? — Ich bin gerade Zeuge Deiner mühe- und liebevollen Thätigkeit geworden!" —

Verestri sprang empor und ging einigemale mit schnellen Schritten durch das Gemach.

„Ich weiß nicht, was Du heute willst, begreife nicht, in welcher Stimmung ich Dich heute finde! — Ist es denn möglich, daß Dich jener kleine Scherz von vorhin beleidigt hat? — Ist es denn das erste Mal, daß Du meiner — nenne es meinetwegen „Untreue," wenn Du willst — gewahr wirst? — Wir dürfen uns auch in dieser Beziehung gegenseitig keine Vorwürfe machen; und ich wüßte nicht, wohin es mit uns kommen sollte, wenn wir Solches thun wollten! — Wie gesagt, ich verstehe Dich nicht; besonders, wenn ich bedenke, daß Du sonst meinen „liebenswürdigen Fehlern" — wie Du sie nanntest — bereitwillig unter die Arme griffest und meinen Wünschen zu Hilfe, ja, ihnen sogar zuvorkamst!"

Herr Verestri war etwas ärgerlich geworden, während er so sprach. — In demselben Verhältnisse war Fräulein Clara freundlicher geworden und schwand der hämische, bittere, harte Zug aus ihrem Antlitz. Ein etwas erkünsteltes Lächeln trat an dessen Stelle.

Sie hatte sich dabei Verestri genähert, ihren vollen, blendend weißen Arm um seinen Nacken gelegt, mit der andern Hand sein Haupt emporgerichtet und schaute ihm nun voll schalkhafter Freundlichkeit in die großen, schwarzen Augen.

„Du bist ein Närrchen, mein lieber Carlo! — Verstehst Du denn einen Scherz nicht mehr, den ich mir mit dem gestrengen Herrn zu machen erlaube? — Seit wann wäre

ich eifersüchtig?! — Aber liebe ich Dich deshalb weniger, weil ich weiß, daß Du nun einmal Veränderung liebst, daß die zarte Jugend unseres Geschlechtes eine unwiderstehliche Anziehungskraft auf Dich übt? — Ich begreife Dich und Deine Neigungen ja vollkommen; ich komme ihnen zu Hilfe, so viel ich kann: — weiß ich ja doch, daß Dein Herz bei diesen Tändeleien nicht engagirt ist; daß dieses und Du selbst mir trotz alledem bleiben!"

Verestri drückte einen Dankeskuß auf die noch immer bleichen Lippen seiner schönen und gefälligen Freundin.

„So gefällst Du mir, Clara! — Jetzt sind wir wieder im rechten Fahrwasser, jetzt — — —"

„Ich habe auch gerade in Bezug auf Deine kleinen Neigungen heute an Dich gedacht" — unterbrach Clara ihren Cicisbeo wieder. — „Was wirst Du sagen, was wirst Du mir dafür versprechen und ausführen, wenn ich Dich mit einer reizenden, wunderlieblichen Blüthe bekannt mache, die Du brechen sollst, mein Freund, Du und kein Anderer?! — Mit einem Mädchen, in das ich mich beinahe selbst verliebt habe wegen seiner Schönheit, seiner Jugend, seiner Unschuld — — — Beim Teufel! wo hatte ich denn meine Gedanken!" — rief Clara plötzlich in verändertem Tone, indem sie heftig und erschreckt von Verestri's Schoße emporfuhr. — „Ich habe auf die Kleine ganz vergessen. — Wo sie nur hingerathen sein mag? — In diesem Zimmer ist sie zweifelsohne nicht mehr — sie muß also hinausgegangen sein, während ich drüben war. — Das ist mir unangenehm — ich will nicht, daß sie mit den Domestiken verkehre!

— Indessen läßt sich's jetzt nicht mehr ungeschehen machen und sie mag nun meinetwegen draußen bleiben, bis ich mit Dir gesprochen! — Komm', Carlo, setze Dich zu mir auf das Sopha. Ich habe Viel mit Dir zu besprechen!"

„Auch ich habe Dir Manches zu sagen. Aber werden wir ungestört sein? Kommt er nicht?"

„Ich glaube kaum, daß er mir jetzt, am Abende, noch die Ehre seines Besuches schenkt. Ich habe ihn während des ganzen Nachmittags erwartet. — Es wird ihm wohl das Wetter zu schlecht sein, das mich aber nicht abhalten soll, auf den Maskenball im Theater an der Wien zu fahren."

Die Beiden begannen nun ein anfänglich leise geführtes, aber äußerst lebhaftes Gespräch, dessen größeren Theil die hinter der Fenstergardine Verborgene ebensowohl anhören mußte, wie Alles, was sich seither in dem Wohnzimmer ereignet. — — —

Es war eine ungemein peinliche, schmerz- und angstvolle Viertelstunde gewesen, welche die Kleine, deren Fräulein Clara eben erwähnt, oder — um endlich ihren Namen kennen zu lernen — Gabriele Werner, in ihrem Verstecke hatte durchleben müssen. —

Auf das Weh, welches ihr die Kenntnißnahme jenes Briefes bereitet, auf die Sorge um ihre Sicherheit, die sie mehr und mehr ernstlich bedroht glaubte, auf die Furcht, durch die Ankunft eines Besuches abermals an ihrer Flucht aus dem Hause, am Verlassen ihres unseligen Versteckes gehindert zu sein: auf all' dies war nach dem Eintritte des

Unbekannten — freilich nur dem Namen nach ihr Unbekannten — Verestri's nämlich, ein so jäher Schreck und nach seinem Benehmen gegen die Kammerzofe ein so entsetzlicher Schmerz gefolgt, daß Gabriele all' ihrer Kraft, ihrer ganzen Seelenstärke, ihres vollen Stolzes bedurfte, um nicht einen lauten Schrei auszustoßen, um sich gleichzeitig vor dem Verrathe ihrer Anwesenheit und vor einer sie bedrohenden Umnachtung ihrer Sinne zu bewahren.

Wir haben schon erwähnt, daß die liebliche, sechszehnjährige Gabriele seit einiger Zeit die volle, ungetrübte Ruhe ihres schuldlosen, reinen Herzens verloren hatte; seit der Zeit, da auf den allmächtigen Schwingen der Liebe das Bild eines jungen, schönen Mannes eingezogen in dasselbe, eines Mannes, den sie nur selten gesehen, seltener noch gesprochen hatte und der dennoch durch den Zauber seiner Persönlichkeit, durch seine Bescheidenheit, sein liebenswürdiges Benehmen und sein zartes, halbverstecktes Liebes-Werben einen so tiefen Eindruck auf die arglose Seele des armen, verlassenen Wesens gemacht: daß seitdem — und es waren viele Wochen seit jenen Stunden verflossen — in der Einsamkeit und Freudlosigkeit ihres Daseins der erste, kaum wahrnehmbare Keim aufrichtiger Neigung zur vollen, mächtigen Liebe erstarkt war.

Der junge, vielleicht neunundzwanzig oder dreißig Jahre zählende, vermöge seines blühenden Aussehens und der von ihm mit vollendeter Fertigkeit angewandten Toilettekünste wohl für noch jünger geltende, schöne Mann, welcher es verstanden, Gabrielens unbewachtes Herz zu bestricken, war

kein Anderer als Carlo Verestri, der vertraute Freund, der Geliebte und Rathgeber Clara Wolf's. —

Wie und unter welchen Verhältnissen der Wüstling mit Gabrielen bekannt geworden; wie er den zündenden Funken in das reine Gemüth des armen Kindes geworfen; welche Mittel er angewandt, um des Mädchens Interesse zu erregen, ohne es mißtrauisch zu machen; und warum er sein Ziel dann nicht sofort weiter verfolgt, warum er sich von der einmal erwählten Beute zurückgezogen: dies Alles wird uns im Verlaufe dieser wahrhaften Begebenheiten klar werden.

Für jetzt nur soviel: daß Gabriele den Mann, an welchen sie ihre erste, reine und keusche Neigung fesselte, seit fast zwei Monaten nicht mehr gesehen hatte; und daß sie in Folge seiner eigenen, bei dem letzten Zusammentreffen gemachten, Angaben glauben mußte, Verestri — dessen Taufnamen sie nur kannte, da er ihr seinen Familien-Namen niemals gesagt, sie nach diesem auch nie gefragt hatte — sei in die Heimat, nach Mailand, gereist und werde vor Ablauf eines Vierteljahres von dort nicht zurückkommen. — —

Welch schreckgemischtes, banges Erstaunen mußte Gabriele daher bei dem so unerwarteten Erscheinen ihres gegen sie stets so schüchtern und bescheiden sich benommen habenden, ferngeglaubten Anbeters in diesem, selbst für das unerfahrene Mädchen bereits vom Nimbus der Ehrenhaftigkeit und des Anstandes entkleideten, Hause erfassen! — Was mußte sie denken und fühlen, als sie auf den

ersten Blick Verestri's hier so ganz verändertes, so zweifellos innige Vertrautheit mit diesen Räumen, mit der darin waltenden und gebietenden Dame bekundendes, Benehmen gewahr wurde! — Welch' tiefes Weh', welcher Schmerz, welcher Abscheu mußte sie erfüllen, als sie das freche, empörende Betragen des Mannes ihrer Wahl, des — wie sie sich nun nicht verhehlen konnte, noch wollte — Betrügers und Heuchlers, gegen die feile Dirne, die getreue Zofe, mit anhören, mit ansehen mußte! — Und welcher Gefühlssturm wurde endlich in ihrer Seele entfesselt, als sie gezwungen war, die widerliche Scene zwischen Carlo und seiner Schönen, der so vortrefflich Comödie spielenden Clara Wolf, zu belauschen! — —

O, daß sie eben gezwungen war, dieses entsetzliche Versteck beibehalten und von ihm aus die Vorgänge in dem, nur durch eine schwache Seidengardine von ihrem Standpunkte getrennten, Zimmer verfolgen zu müssen! — Daß sie nicht hinausstürzen konnte mit ihrem thränenlosen, das Herz zerkrampfenden Schmerze aus der Nähe der, Pesthauch um sich verbreitenden, jetzt von ihr so tief verabscheuten Personen; in die kalte, wilde Sturmnacht hinaus, die ihre dort vielleicht laut werdenden Schmerzensschreie im Windgebrause verschlungen, ihre dann vielleicht fließenden Thränen wild hinweggepeischt, ihre die Seele zermalmende Erregung durch äußerlichen Schmerz paralysirt hätte! — Daß sie nicht mindestens — wenn sie schon, um sich ein Zusammentreffen mit dem früher Geliebten in der Wohnung seiner Maitresse, oder was sonst jenes Weib dort ihm

sein mochte, zu ersparen und am Ende nicht gegen ihren Willen hier festgehalten zu werden, in ihrem Verstecke vor der Hand bleiben mußte — ihre Sinne dem verschließen konnte, was nur wenige Schritte von ihr entfernt vorging! —

Eines erwies sich indessen für Gabriele so unmöglich, als das Andere. —

Wie sie den schmalen Raum zwischen Fenster und Gardine nicht verlassen konnte, ohne sich als Lauscherin zu verrathen, ohne mit Verestri zusammenzutreffen, ohne dessen Freundin — deren schändliche Absichten mit ihr sie ebenfalls hatte kennen lernen müssen, während sie denselben, die zweifelsohne von dem Verräther unterstützt worden wären, nur den schwachen Widerstand eines körperlich unkräftigen Mädchens hätte entgegensetzen können — in die Hände zu fallen: so vermochte sie auch nicht, all ihres Schmerzes, ihres gerechten Zornes, ihres Hasses gegen jene Menschen ungeachtet, ihre Aufmerksamkeit von dem Gespräche abzulenken, das diese mit einander, allmälig vom Flüstern zur lauten Rede übergehend, führten. —

Nur während der wenigen Augenblicke, welche — den zuletzt von uns verzeichneten Worten folgend — das unverständliche, von zärtlichem Kosen begleitete Flüstern Carlo's und Clara's ausfüllte, hatte Gabriele Muße gefunden, ihre Gedanken einigermaßen zu sammeln, ihrer Gefühle halbwegs wieder Herr zu werden; denn wider Willen war sie früher, wurde sie jetzt wieder durch ein unerklärliches und unbesiegbares, weit von profaner Neugier entferntes

Etwas gezwungen, der stattfindenden Unterredung ihre volle Aufmerksamkeit zu schenken.

Die ersten Worte, welche sie jetzt wieder vernahm, kamen aus Verestri's Munde.

„Und warum willst Du es nicht glauben?“ —

„Weil es denn doch allzu niederträchtig wäre!“ — war Clara's Antwort.

Carlo lachte. —

„Ich will Dir sagen, mein Schatz, warum Du es nicht glauben willst! — Wir kennen uns ja und dürfen gegen einander sprechen, wie wir denken. — Also nicht deshalb willst Du zweifeln, daß mein prächtiger Freund Nowak die köstliche Idee hatte, seinem zudringlichen Neffen statt Geld, das der Lump nöthig genug brauchen mag, die Mordwaffe in die Hand zu geben und ihm dabei zu rathen, diese gegen Weib und Kinder und dann gegen sich selbst zu gebrauchen, — ich sage, nicht deshalb willst Du an diesem genialen Einfalle und seiner Ausführung zweifeln, weil Du dieselben überhaupt für „allzu niederträchtig“ hältst, wie Du sagtest; sondern deshalb: weil Dir der Gedanke nicht recht in den Kram paßt, daß Dein Zukünftiger, wenigstens der, den meine Wenigkeit und Du selbst gerne auf diesen Ehrenposten erheben möchten, solch' blutdürstiger Ideen fähig sei. — Ist es nicht so, carissima mia?!“ —

Clara hatte nicht sofort eine Antwort für ihren Geliebten. — Sie schien einen Augenblick nachzudenken. — Sie mochte möglicherweise auch an etwas Anderes denken,

als an das, was sie eben von Verestri vernommen und das, wenn es sie auch immerhin in der von diesem erwähnten Weise unangenehm berühren mochte, doch wichtigere Dinge, über welchen ihr Geist brütete, nicht zu beeinträchtigen vermochte. — Wenigstens ging jetzt und später noch aus Manchem hervor, daß sie nur in halber Zerstreuung dem Freunde Gehör und Antwort schenkte. —

„Und wenn es so ist?! —" sagte sie endlich. — „Sollte mich eine solche Hartherzigkeit, ein derartiger grausamer Hohn nicht erschrecken, wenn ich ihn bei dem Manne finde, den ich bei all' meinen Berechnungen als frivolen Lüstling, als in seinen Mitteln nicht wählerischen Geldgierigen, als nur gegen Andere — gegen Solche, die er zu seinen Vergnügungen weder, noch zu seinen Geschäften benützen konnte — geizigen Genußsüchtigen, als gemeinen Egoisten mit einem Worte betrachtete; dabei aber gleichzeitig ihn als feige und wankelmüthig, eines festen und entscheidenden Entschlusses unfähig hielt?! — Muß ich nicht besorgt werden für unsere Pläne, wenn ich sehe, daß die Grundlage, auf der ich sie erbaut, eine trügerische war?!" —

„Bravo, meine Liebe, vortrefflich! — Du schilderst den Mann, welchen Du mit Deiner Hand beglücken willst, wenn er sie nur annehmen mag, mit reizenden Farben! — Du hast bei Aufzählung der liebenswürdigen Eigenschaften Deines Anbeters — à propos: ich muß Dir mein Compliment über Deine Geschicklichkeit machen; Nowak ist wirklich schon bis über die Ohren verliebt in Dich! —

Du hast also bei Deiner Schilderung vergessen: daß unser Freund auch ränkesüchtig, boshaft, rachgierig und unversöhnlich gegen Feinde und Widersacher ist!“ —

„Immer schöner! — Wir werden also einen harten Stand mit ihm haben oder unsern Plan ändern müssen!“

„Nichts weniger als dies! — Lasse nur mich machen! Du dürftest mich doch gut genug kennen und wissen, daß ich eine so wichtige Angelegenheit — und diese betrifft mich, sollte ich denken, kaum minder nahe, als Dich — einzuleiten verstehe. — Ich habe dabei den alten Burschen so gänzlich in meinen Händen, daß er mir sicher nicht entschlüpfen soll!“ —

„Ich wünsche dies. — Allein . . . .“

„Was da: allein?! — Du wirst Nowak heiraten, sage ich, sowahr ich Verestri heiße! — Und zwar früher vielleicht, als Du jetzt glaubst!“ —

„Bist Du Deiner Sache so sicher?“ —

„Ja! — Dieser wenigstens. — Ich hoffe, daß ich auch Deiner sicher sein kann, Clara; zu Deinem und meinem Besten hoffe ich dies: — — denn wehe uns Beiden, wenn Du auch mich betrügen wolltest!“ —

Verestri hatte die letzten Worte mit zornig erregtem, wild drohenden Tone gesprochen. Er war dabei aufgestanden. Er hatte Clara, die — vielleicht nur gewohnheitsmäßig — in sehr vertraulicher Lage neben ihm geruht, beim Gedenken an die bloße Möglichkeit, von dieser Seite sein frevles Spiel verloren zu sehen, rauh von sich gestoßen. —

Nun stand er vor der leise erbebenden, seines Blickes Schärfe nicht ertragen könnenden Schönen, herausfordernd, forschend jeden ihrer Züge belauernd, verderbenbrütend. — —

Verestri war zweifelsohne ein schöner Mann. — Seine Gestalt war ungewöhnlich hoch, ungewöhnlich kräftig gebaut. — Dabei waren Hände und Füße klein und schmal, die Glieder wohlgeformt, die Schultern fest und breit, Nacken und Hals hoben sich frei und kräftig. — Auf letzterem thronte ein mächtiges Haupt, von langen blauschwarzen Ringellocken umwallt. Das völlig bartlose Antlitz — nur ein bläulicher Schimmer um Kinn, Wange und Oberlippe verrieth den starken, sorgfältig vom Scheermesser entfernten, Bartwuchs — zeigte feste, entschiedene Züge. Die Stirne war niedrig, aber breit; die Augenbrauen zogen sich wenig gebogen, fast gerade, sich an der Nasenwurzel beinahe berührend. Darunter glühten und leuchteten und sprühten große, schwarze Augen in bethörendem Glanze. Die scharfgebogene Nase, die aufgeworfenen Lippen, hinter welchen sich beim Lachen, wie jetzt in der Verzerrung seiner Aufregung, weißschimmernde, große Zähne zeigten, die vollen Wangen und das eckige, feste Kinn, das schon jetzt Anlage zu einem sogenannten Doppelkinne verrieth, dies Alles kennzeichnete den südlichen Typus, wenn dies auch nicht die stark gebräunte Gesichts-Farbe schon gethan hätte. —

Wie Verestri jetzt, von wildaufbrausender Leidenschaft erfaßt, älter aussah, denn er wirklich war; indem seine Züge

schärfer, die Falten um Nase und Mund, sowie die der Stirne, nicht minder auch die kleinen Runzeln um die Augenwinkel, bemerklicher hervortraten: so konnte er — wenn das milde, sonnenhelle Lächeln um seine Lippen spielte und Stirn und Auge freundlich strahlten — für bedeutend jünger gelten, etwa für fünfundzwanzig, sechsundzwanzig Jahre.

Seine tadellos elegante Toilette, seine leichte und dennoch imponirende Haltung, die Art sogar, wie er das Haupt trug, wie er ging, wie er grüßte und lachte: dies Alles trug dazu bei, Verestri's Erscheinung zu einer hervorragenden, zu einer gewinnenden zu machen. —

Schade, daß eine so verderbte und gemeine Seele in einem so schönen Körper wohnte! — Der Satz, daß des Menschen Aeußeres mit dessen Innerem harmonire, erwies sich wohl niemals unrichtiger, denn bei Verestri. —

Vielleicht indessen ebensosehr bei Clara. Auch sie glich einer von außen blendend schönen Frucht, in deren Inneres sich Moderfäule und Würmer theilen. —

Es paßte überhaupt in jeglicher Beziehung wohl zu einander, dieses schöne, dieses verderbte Menschenpaar. — Nicht als ob in der Beiden Charakter nicht wesentliche Unterschiede bemerkbar gewesen wären. Aber eben deshalb, wegen der Unterscheidungen im Einzelnen bei voller Uebereinstimmung im Ganzen, paßten sie so gut zu einander. — Ganz gleichartige Charaktere stoßen sich bekanntlich ab, wie gleichnamige Pole. — —

Clara war nach wenig Augenblicken der scharfe,

forschende Blick Carlo's lästig, nach einigen weiteren Secunden unerträglich geworden. — Sie versuchte nicht, die Blicke zu erheben, um den seinigen zu begegnen, um diese zurückzuweisen. — Sie wußte aus Erfahrung, daß sie das zu thun, nicht im Stande sei. Aus der gleichen Quelle kannte sie aber ein anderes Mittel, sich der unbehaglichen Situation zu entreißen.

Laut lachend sprang sie plötzlich empor, umklammerte mit weichen Armen Verestri's Nacken und zog diesen, der eines solchen Ueberfalles kaum gewärtig gewesen, zu sich hernieder auf den schwellenden Polster-Sitz des Sophas.

Sie war dabei lange nicht geneigt, des „Lieblings," des „Süßen und Herzigen" Mund freizugeben von ihren brennenden, zündenden Küssen, welche sie nur auf Momente einstellte, um ihr wirklich herzlich genug ertönendes Lachen fortzusetzen. —

Aber endlich mußte sie Verestri's Mund, mußte sie diesen selbst doch frei geben aus Küssen und Umarmungen. — Sie wußte ja, daß die Zeit der ersten Liebesbethörung längst vorüber, da der Treue es für sein höchstes Glück erachtet und erklärt, in der Treuen Armen, Brust an Brust und Mund an Mund, zu ruhen. —

Verestri wollte sprechen, sobald er sich aus der ohne Zweifel liebevollen Umarmung befreit sah.

Aber Clara ließ ihn nicht zu Worte kommen.

„Danke mir, Carlo — Du solltest es eigentlich auf den Knieen liegend thun — daß ich Dich abgehalten, noch

mehr Unsinn zu sprechen! — Hätte ich über deine Thorheit nicht so lachen müssen und dann in Folge des Bedenkens, daß es doch nur die alte Liebe in Dir ist, die Dich so sprechen läßt, mein eifersüchtiger und mißtrauischer Pascha, Dich küssen müssen, Du Abscheulicher: so müßte ich wohl böse auf Dich sein wegen Deines versuchten, aber mißglückten Attentates auf meine, ich denke doch, Dir genugsam bewiesene Treue. — — Muß ich es Dir noch einmal wiederholen, Du ungläubiger Thomas, daß ich Alles, was ich thue, nur deinetwegen thue und ertrage?! — Alles, verstehst Du wohl?!" —

„Verzeihe mein Mißtrauen, Clara! —" machte Verestri endlich. Es schien ihm nicht ganz wohl bei der Auseinandersetzung seiner Freundin zu werden. —

„Ja wohl thue ich Alles für Dich!" — fuhr diese aber fort. — „Du sagst mir eines Tages: Nowak ist reich, sagst Du, ich bin arm. Wir sind zwar Freunde, Vertraute, Genossen manches — auch sträflichen, auch verbrecherischen — Unternehmens, sagtest Du: allein ich glaube kaum, daß mich dieser Freund, dieser Vertraute, dieser Genosse zum Erben bestellen wird, wenn er einst stirbt. — Und sterben wird er, bald sterben, denn er leidet an einem Uebel, welches ihn stündlich mit jähem Tode bedroht. Man könnte aber in dieser Beziehung der Natur etwas zu Hilfe kommen, ohne irgend einen Verdacht zu erregen; vorausgesetzt, daß sich dies der Mühe verlohnte, daß ich etwa, oder eine Freundin von mir, die zufällig des Todescandidaten Weib wäre und welche ich nach Nowaks

Tode merkwürdiger Weise heiratete, den reichen Sünder beerben würden. — So sagtest Du, Carlo; und siehe, ob ich nicht auf dem Wege bin, Deine eigenthümliche Ahnung zur Wahrheit zu machen!“ —

Diese wenigen Worte, eine Recapitulation von unzählige Male Gesagtem und Wiederholten, brachten in Verestri's Wesen eine auffallende Veränderung hervor.

Er war nicht mehr der Liebende, nicht mehr der Tändelnde, nicht mehr der Drohende — er war der Berechnende, Erwägende, mit sich zu Rathe Gehende. Und dennoch war er auch jetzt wieder nicht ruhig, wie es sich einem Negocianten wohl geziemte. — Aber seine Erregung war anderer Art, denn früher. — Gemeine Geldgier leuchtete aus seinen Augen, sprach aus seinen Zügen und aus seinen Worten dazu:

„Du hast Recht, Clara! Du bist auf dem Wege, meine, auch Deine, schönsten Erwartungen und Hoffnungen zur Wahrheit zu machen. — Und daß Du auf diesem Wege nicht erlahmest, daß Du bald und sicher zum Ziele gelangest: das eben soll meine Sorge sein! — — Von diesem Gedanken ging ich auch vorher aus; aber Du schienst plötzlich muthlos — und warum: weil Dein zukünftiger Gatte, Dein jetziger Galan, Dir anderen Charakters däuchte, als Du bis jetzt angenommen. — Ha, ha, ha! thörichtes Mädchen, beruhige Dich! — Wenn Dir nur Nowaks Benehmen gegen seinen Neffen Sorge gemacht, so kannst Du ruhig schlafen!“

„Wie so? — Was willst Du damit sagen?!“

„A bah! — Nowak, glaube mir, ist ein schlechter Mensch, ein durch und durch verderbter, unmoralischer Charakter, der zu Allem fähig wäre — nur nicht zu einer That, die ihn, seiner Meinung nach, compromittiren, wohl gar mit den Gesetzen in Conflict bringen könnte. — Nicht, daß er nicht täglich sträfliche Thaten beginge — wer kann dies besser wissen, als ich! — aber bei diesem Allen ist er durch lange Gewohnheit und stete Straflosigkeit abgestumpft gegen die Furcht vor der heiligen Hermandad; und sein Gewissen, wenn er je ein solches besaß, hat er als vernünftiger Mensch längst zum Schweigen gebracht."

„Nun — — was hat dies mit der Beantwortung meiner Frage zu thun?"

„Das soll heißen, daß der alte Schurke niemals auf die prächtige Idee verfallen wäre, seinen Esel von einem Neffen mit einem Revolver — nota bene mit einem wohlgeladenen! — an Stelle des erbetenen Geldes abzuspeisen, wenn i ch ihm nicht den Rath zu diesem lustigen Stücklein gegeben hätte!"

„Du, Carlo, Du?! — Und warum hast Du dies gethan?"

„Warum?! — Hast Du ein so schlechtes Gedächtniß? — Weißt Du nicht, was dieser Ernst, dieser Bettler und Landstreicher jetzt, mir dereinst — — Nein! Du weißt dies nicht! — Ich habe Dich erst kurze Zeit nachher kennen gelernt. — Nun, gleichviel, es handelte sich dabei um ein Mädchen, das wir beide, Ernst und ich, liebten — — — er hat es zum Weibe gemacht, ich hatte das

Nachsehen, ich wurde zum Ueberflusse noch, nach seines Vaters Tode, von dem Thoren beleidigt — — und ich habe geschworen, mich an diesem Menschen zu rächen!"

„Und?!" — —

„Und ich habe mich gerächt! — Schon früher, schon seit Jahren — aber heute wollte es der Zufall, daß ich meiner Rache den Schlußstein einfügen konnte. — Ich weiß zwar nicht, ob Ernst seines Onkels Rath befolgen, ob er sich und den Seinen den Gefallen erweisen wird — denn streng genommen, ist der Tod, besonders ein rascher, schmerzloser Tod, ein wahres Glück für solche Elende — sich und den — den Anderen vor den Kopf zu knallen! Aber wenn auch nicht, so habe ich in dem bitteren, blutigen Hohne, der in dem Geschenke Nowaks, in diesem durch mich veranstalteten Geschenke liegt, und in der Verzweiflung, welche der Bursche fühlen muß, reichliche Befriedigung meiner Rache gefunden!"

Clara's Busen entfloh bei diesen Worten ein erleichternder Seufzer. — Sie drückte, zufrieden ob dieser Erklärung, Verestri's Hand. — Dann aber lagerte sich neuerdings eine trübe Wolke auf ihre schöne Stirne.

„Ah, mein Lieber, wie Du mich vorhin erschreckt hattest! — Nun ist's wieder gut; ich hätte auch gleich wissen sollen, daß solch' ein Einfall nur von Dir stammen kann! — — Jetzt aber höre mich an, Carlo, ich habe Dir noch Etwas zu sagen. Es wird spät — und ich werde bald meine Toilette machen müssen. — Wir werden dann nicht mehr allein sein!"

„Sogleich, Clara! — Vorerst muß ich noch einige Bemerkungen machen."

„So sprich!"

„Ich habe Dir schon gesagt, daß ich meines Freundes Nowak sicher bin. Thue Du nur das Deine; ziehe die Schlingen, in welchen der Thor nun einmal gefangen, die Schlingen Deiner Reize, meine ich, ziehe fester um ihn. Du verstehst mich — und vergiß nicht, daß Du heute Abend auf dem Balle die beste Gelegenheit hast, mit dem Alten fertig zu werden, ihn zu einer Erklärung zu bringen. — Du weißt, was ich ihm über Dich gesagt: Er hält Dich für eine reiche Erbin. Ich habe ihm darauf bezügliche Papiere gezeigt — Du wirst wohl nicht verlangen, Schätzchen, daß ich Dir sage, wer dieselben gefertigt, he? — Ich habe ihm zu verstehen gegeben, daß die Sache eilt, da sonst wohl eine Sinneswandlung bei Dir eintreten oder irgend ein junger Laffe ihm zuvorkommen könnte. — Soweit ist also Alles in bester Ordnung. — Der Gimpel, der Dich so freigebig bedacht, der Dir diese hübsche Wohnung eingerichtet, diese Kleider, diesen Schmuck Dir gegeben: er that dies Alles unbewußt, um Dich unter die Haube zu bringen. — Verdirb also nichts; lasse Nowak nicht ahnen, daß — — —"

„Ich weiß wohl selbst" — unterbrach Clara etwas unwillig des Freundes Belehrungen, — „was ich zu thun habe! — Wenn Du mir sonst nichts zu sagen hast, so erlaube — — —"

„Noch einen Augenblick, carissima! — Ich muß

Dich aufmerksam machen, daß Nowak, wie ich ihn kenne, bald darauf dringen wird, Dich in Deiner Wohnung besuchen zu dürfen. — Wie nun, wenn Er zufällig dazu käme?!"

„Das wäre allerdings mehr als unangenehm! — Indessen glaube ich — —"

„A bah, glauben! — In solchen Fällen muß man sicher gehen, man muß wissen! — Trachte daher, sobald als möglich, lieber heute als morgen, mit dem liebenswürdigen Herrn zu brechen, der Dir all' diese schätzenswerthen Dinge da verschafft, der es Dir möglich gemacht, in Wien bleiben zu können, und der seiner Güte endlich die Krone aufsetzt, indem er Dich durch all' dies befähigt, Deine Angel nach dem Haifische Nowak auswerfen zu können."

„Ich glaube, wiederhole ich" — sagte Clara, durch den langen Sermon ihres Freundes nun wirklich ungehalten geworden — „daß Herr von Spal meiner ohnehin bereits überdrüßig ist. — Er kommt jetzt auffallend selten, bleibt niemals lange, ist stets kalt und zurückhaltend; und wenn mich nicht Alles trügt — und Du weißt, Carlo, daß ich für solche Dinge einen scharfen Blick habe — so dürfte es mit unserer Liaison in der kürzesten Zeit ein Ende haben. — Ich habe auch in Erfahrung gebracht, daß Herr von Spal einer kleinen Tänzerin vom Operntheater ganz gewaltig den Hof machen soll; und man erzählt sich, daß er sich sein Haus nur deshalb in die Nähe des Opernhauses gebaut, um vom Fenster aus seine Schöne stets beobachten zu können, wenn sie zur

Probe oder aus derselben geht. Vielleicht möchte er sie auch während derselben im Auge behalten."

„Wie thöricht! — Als ob derartige Verhältnisse so lange dauern könnten, als der Bau des neuen Opern-Hauses! — Es hat vielen Anschein, als ob während desselben auch selbst eine ganz solide Liebschaft, mitsammt der Ehe, dem elterlichen und Kinder-Segen, beginnen und zu Ende geführt werden könnte!"

„Habe also keine Sorge wegen ihm. Ich werde ihn nächster Tage abdanken. Ich wollte dies nur nicht früher thun, ehe ich mit Nowak im Reinen bin. Du kennst ja das bezügliche Sprüchwort! — Aber nun laß' uns zu etwas Anderem kommen. — Du hast oft eine Bitte an mich gerichtet, deren Erfüllung ich Dir eben so oft verweigern mußte!"

Verestri's Züge verdüsterten sich.

„Warum jetzt von diesem Gegenstande? — Ich weiß wohl, welche Bitte Du meinst!"

„Und ich glaube längst den Grund errathen zu haben, der Dich so oft dieselbe Bitte wiederholen ließ! — Liebe zu Deinem Kinde war es gewiß nicht, Carlo!"

„Was weißt Du von väterlicher Liebe!" — sagte Dieser rauh. — „Ich glaube, Du hast auch nie gewußt, was Mutterliebe ist!"

„Wenn ich diese bisher nicht gekannt, werd' ich sie auch kaum mehr kennen lernen!" — entgegnete Clara kalt, fast höhnisch. — Und dann fügte sie mit erschreckender Gleichgiltigkeit hinzu:

„Unser Kind ist todt, Carlo!“

Verestri fuhr bei diesen unerwarteten Worten mit einem jähen, wilden Schrei empor.

Er starrte Clara mit verstörter Miene an. — Er sah deren fast unbewegte Züge. Doch nein! — Wären sie wenigstens doch unbewegt gewesen!

Er mußte etwas wie Triumph in dem Antlitz der Mutter seines eben gestorbenen Kindes entdecken.

Ein wildes, drohendes Feuer loderte bei dieser Wahrnehmung in Verestri's Augen auf.

Sollte er sein Kind wirklich geliebt haben? — Mindestens durch die unnatürliche Gleichgiltigkeit Clara's empört sein?

Kaum! — Er hatte einen anderen Grund, zu erschrecken, zornig zu werden. Clara mochte diesen Grund kennen und eben deshalb über den Vater ihres todten Kindes triumphiren.

„Du scheinst über diese Nachricht ja ganz außer Dir zu sein, Carlo?!“ — sagte sie jetzt mit so ruhigem Tone, als ob es sich um die gewöhnlichsten und interesselosesten Dinge von der Welt handle. — „Wenn ich hätte ahnen können, daß Du ein so liebender und besorgter Vater seiest, so hätte ich Dich längst schon mit dem Kleinen bekannt gemacht! — So aber habe ich glauben müssen, daß Du ganz andere Beweggründe habest, den Aufenthaltsort unseres Kindes kennen lernen zu wollen, als rührende Vaterliebe!“

„Schweige, Schändliche!“ — unterbrach Verestri

zornbebend seiner Geliebten Worte. — „Treib' mich nicht zum Aeußersten!"

„Ei, sieh' da! Man wird wieder unartig; man droht!" — höhnte Clara, ohne sich diesmal durch die wilden Blicke und drohenden Bewegungen Verestri's im Geringsten aus der Fassung bringen zu lassen. — „Du bist wirklich unklug, mein Lieber! — Das macht, weil Du leidenschaftlich bist. Das solltest Du Dir abgewöhnen. Nimm Dir an mir ein Beispiel. — Wenn ich wie Du wäre, müßte auch ich jetzt auffahren und Dir unliebenswürdige Dinge sagen: denn gerade Deine jetzige Heftigkeit beweist mir, daß mein Verdacht bezüglich Deines steten Wunsches, den Ort zu erfahren, wo ich mein Kind untergebracht — meinetwegen auch Dein Kind, wenn Du Werth auf diesen Umstand legst — ein sehr wohlbegründeter war."

Verestri biß sich ärgerlich auf die Lippen. Seine aufbrausende Heftigkeit war verflogen. — Was sich jetzt davon noch bemerken ließ, war gemacht, wie sein Benehmen im Allgemeinen.

Dennoch wollte er Clara unterbrechen.

Aber diese ließ ihn nicht zu Worte kommen.

„Willst Du mich wohl noch einen Augenblick ruhig anhören? — Nein, nicht ruhig! Denn dies kannst Du jetzt in Deinem begreiflichen Schmerze ob dem Verluste Deines Kindes natürlich nicht sein! — Aber doch anhören. Ich bin gleich zu Ende. — Ich will Dir nur sagen, daß ich die Gründe Deiner scheinbaren Besorgniß wegen des

Kindes und Deines jetzigen scheinbaren Schmerzes sehr wohl kenne. — Nur ruhig, mein Schatz! — Du trautest mir nicht — nicht wahr: ich nenne die Dinge beim richtigen Namen?! — Du trautest mir also nicht, warst nicht ganz überzeugt, daß ich mein Versprechen halten und Dich seinerzeit, wenn Alles nach Wunsch gegangen, durch meine — früher, will es mir doch scheinen, verschmähte — Hand zum reichen Manne machen werde! Du wolltest dies aber auf jede Gefahr hin werden; womöglich, da sich Alles dazu so schön anläßt, durch mich werden. — Nun hatten wir zufällig ein Kind, um welches Du Dich Jahre lang nicht bekümmert. — Mit Einem Male erinnerst Du Dich seiner; und dies zwar genau zu derselben Zeit, da Du begonnen, den Plan Deines Zukunftsbaues auf meine bescheidenen Reize zu gründen. — Ist es nicht so, Verestri? — Und glaubst Du, daß mir Dein Spiel entgangen? Daß ich nicht gut genug eingesehen. Du wolltest Dich meines Kindes bedienen, um mich im Schach zu halten, um mir in gegebenem Falle drohen zu können, durch diesen Beweis meiner — ich gestehe es ohne Scham — nicht schuldlosen Vergangenheit meine Hoffnungen auf die Zukunft, auf Nowaks Hand zum Beispiel, der ja in solchen Dingen sehr empfindlich sein soll, zu zerstören?! — Natürlich nur, wenn Du Ursache haben solltest, an meiner Willfährigkeit, Dir und Deinen Wünschen gegenüber, zu zweifeln. In diesem Falle hättest Du solche Drohungen auch wohl zur Wahrheit gemacht; und deshalb wolltest Du in neuerer Zeit mit solcher Halsstarrigkeit den Aufent-

halt unseres Kindes kennen lernen; und deshalb berührt Dich dessen Tod so unangenehm! — So, nun weißt Du, was ich von Deiner väterlichen Liebe und von Deinem Schmerze halte!"

Verestri war während dieser Worte seiner Geliebten, oder seiner Genossin in Schändlichkeiten aller Art vielmehr, vollkommen ruhig geworden. — Er sah sich entlarvt, seine geheimsten Gedanken errathen. — Er sah sich in den Händen dieses Weibes, welches er so gerne in seiner Gewalt gewußt hätte. — Er sah ein, daß sein Plan — Clara, die er nur als Mittel zum Zwecke betrachtete, zum Zwecke, reich zu werden, mit Hilfe deren Kindes in Allem und Jedem sich gefügig zu erhalten — entdeckt und, was noch schlimmer, vereitelt war, und daß er deshalb nichts Besseres thun könne, als zu versuchen, ihre Verzeihung für sein gezeigtes Mißtrauen zu gewinnen.

Er bedurfte der schönen Clara ja unter jeder Bedingung und mußte deshalb gute Miene zum bösen Spiele machen.

Es gelang ihm wider Erwarten schnell, das schlaue Weib mit seinem — wie er sagte, nur aus übergroßer Liebe zu Clara, die er nun einmal nicht lassen könne und die doch möglicherweise ihre Gesinnungen gegen ihn einmal hätte ändern können, — gefaßten Vorsatze, es durch das Kind unzertrennlich an sich zu binden, zu versöhnen, vielmehr es zu bewegen, ihm denselben zu verzeihen.

Clara wußte wohl, was sie von Verestri's süßen Worten zu halten habe. — Allein sie bedurfte seiner nicht

minder, als er ihrer. Sie hatte seiner Hilfe in diesem Augenblicke sogar mehr nöthig, als je; mehr ohne Zweifel, als er vermuthete.

So war denn mit wenig Worten eine vollkommene Versöhnung zwischen den beiden edlen Wesen wieder hergestellt. — Des todten Kindes wurde von jetzt an mit keiner Silbe mehr gedacht, nachdem Clara, Verestri's Wunsche folgend, diesem den Brief mit der „Trauerkunde" lesen hatte lassen, natürlich ohne ihm die Unterschrift zu zeigen.

Verestri war bei alledem niedergeschlagen, einsilbig. Er sah sich in seinen Hoffnungen betrogen. Er mußte sich gestehen, daß er sich verrechnet hatte. Und dies ist immerhin unangenehm.

Aber bald sollte er wieder triumphiren. — Clara begann, ihm eine Mittheilung zu machen, deren Benützung ihm die erhoffte Gewalt über das schöne Weib zurückzugeben versprach.

Es handelte sich dabei um Clara's Bruder. Die bloße Nennung dessen Namens, die Ankündigung, daß er — wie Clara leider zu lange vergessen — in den nächsten Tagen zurückkehren könne, sie sicherlich aufspüren und ihr dann Verlegenheiten ernstester Art bereiten werde, genügte, Verestri's Augen in freudigem Glanze leuchten zu lassen.

Er wußte nun, daß er Clara, die seiner Hilfe unbedingt bedurfte, wieder in Händen habe. — Er war es jetzt, der seine Ansprüche steigern konnte. Er that dies — Clara nach den ersten erklärenden Worten, die zu leise

gesprochen wurden, um Gabrielen verständlich zu sein, unterbrechend — indem er sie ihres Versprechens erinnerte, ihn mit einem reizenden Mädchen, welches hier bei ihr sein solle, bekannt zu machen. — —

Gabriele, welche durch all' das Vernommene im höchsten Grade alterirt worden war, zitterte auf's Neue in banger Furcht vor Entdeckung. Aber gerade Verestri's Erwähnung ihrer rettete sie.

Clara verließ das Zimmer, um bei den Domestiken selbst nach dem Mädchen zu forschen. Verestri sollte währenddem in das Toilettezimmer gehen, wohin sie ihm sofort mit der versprochenen schönen Beute folgen wollte.

Kaum hatten sich die beiden Elenden aus dem Gemache entfernt, als Gabriele — schreckensbleich, aber zum Aeußersten entschlossen — ihren Versteck verließ, geräuschlos das Zimmer durcheilte und die Thüre öffnete. — Es war Niemand auf dem Corridor. Sie konnte ihn, einen dankenden und flehenden Blick gen Himmel richtend, ungesehen, unaufgehalten durchmessen. Auch die Wohnungsthüre zeigte sich unverschlossen — und im nächsten Augenblicke war das geängstigte Mädchen frei.

Ohne zurückzuschauen, flog das arme Kind die Treppe hinunter, floh es aus dem schrecklichen Hause.

Wohin Gabriele nun ihre Schritte lenken sollte, wußte sie allerdings nicht. Aber sie war frei, dies war die Hauptsache. — — —

Drittes Capitel.

Ein brechendes Mutterherz.

Ein gellender Schmerzensschrei schallte durch das Gemach.

Neben einem elenden, nur aus Strohsack und Strohpolster nebst verblichener, vielfach ausgebesserter Steppdecke bestehenden, Bette lag ein abgehärmtes, ärmlich gekleidetes Weib auf den Knieen, den Oberleib weit über das Lager gebeugt und mit den entblößten mageren Armen krampfhaft den in Lumpen gehüllten Körper eines kleinen, etwa fünfjährigen Mädchens umfaßt haltend, auf dessen aschfarbenes Antlitz es den stieren, namenlose Angst und Entsetzen ausdrückenden, Blick geheftet hielt.

Dieses Weib war noch jung. Es hatte das dreißigste Lebensjahr noch nicht überschritten. — Dessenungeachtet zeigten seine Züge nichts von dem Glanze und Schimmer der Jugend mehr, nichts von deren Frohsinn, welcher das Antlitz verschönert, und nur noch leise Spuren früherer, ungewöhnlicher Schönheit.

Wäre dieses Gesicht aber auch jetzt noch schön gewesen, wie es vor nicht langer Zeit war, ehe nagender Kummer der letzten Jahre, ehe langewährendes Elend und unausgesetzte Sorge die blühende Gesichtsfarbe vergilbt, des strahlenden Auges Glanz erlöscht und die üppige Rundung des Fleisches ausgesaugt und verdorrt hatten: im

gegenwärtigen Augenblicke war es von ungeheurer Seelen-Qual so verzerrt, so entstellt von furchtbaren Leiden, daß es kein anderes Gefühl als Mitleid und Erbarmen hätte einflößen können.

Die ärmliche, wenn auch in Stoff und Schnitt an bessere Tage gemahnende, der Jahreszeit nicht angemessene und unzulängliche, aber reinliche und mit Sorgfalt ausgeflickte Kleidung zeigte des Weibes ausgemergelte und hinfällige Gestalt und konnte jenen bezeichnenden Umfang der Taille nicht verbergen, welcher verrieth, daß sich die Arme im letzten Stadium der Schwangerschaft befinde. — —

Unergründliches Geschick des Menschenlebens, welches Geburt und Tod, Werden und Vergehen in oft seltsamer Fügung so nahe an einander reiht!

Dieselbe Mutter, die — vielleicht binnen wenigen Stunden schon — einem neuen Erdenbürger das Leben geben sollte, weinte hier an dem Sterbelager eines anderen, den sie gleich Jenem unter dem Herzen getragen und mit Schmerzen geboren hatte. — —

Das kleine Mädchen, das sie noch krampfhaft an ihr von unsäglichem Wehe erfülltes Herz gepreßt hielt, war todt.

Es war vor wenigen Augenblicken gestorben; in demselben Momente, als die Glocken der Paulanerkirche zum Gebete geläutet hatten und die arme Mutter, noch nicht jeder Hoffnung bar, an dem Lager des kranken Lieblings niedergesunken war, um des Himmels Hilfe für denselben zu erflehen.

Ihr Gebet war nicht erhört worden.

Gott weiß, was er thut! — — Aber des Menschen eingeschränkter Blick kann die unendliche und unfaßbare, Weisheit des Höchsten nimmer erkennen! — Man weint, da man Ursache zum Frohlocken hätte; und man jubelt der kurzwährenden Täuschung zu, hinter welcher sich das Unglück und das Grauen bergen!

Hätte die jetzt trostlose Mutter den Inhalt auch nur der nächsten Stunde vorausgekannt, nimmer hätte sie der Kleinen Tod beklagt.

Diese war glücklich jetzt! — Diese hatte ausgerungen, ehe sie des Daseins ganzen, furchtbaren Ernst erkannt!

Um wie viel schlimmer war das andere Kind der armen Mutter daran, das zweijährige Brüderchen der Verstorbenen! — Um wie viel schlimmer die Mutter selbst! — — —

Das Gemach, in welchem sich das Sterbelager des kleinen Wesens befindet, ist ein niedriges, feuchtes, einst gelbangestrichen gewesenes, aber jetzt von Rauch, Schmutz und Nässe gebräuntes und beflecktes Zimmer und bildet nebst einer kleinen und schmalen Küche die Wohnung des Agenten Alfred Ernst.

Diese Wohnung befindet sich im nur einstöckigen Hinter-Gebäude eines alten und weitläufigen Hauses, das mit seiner Fronte eine belebte Seitengasse der Wiedner Hauptstraße begrenzt, mit seinen rückwärtigen Räumen aber an kleine, winkliche, armselige Gäßchen der angrenzenden Vorstadt reicht.

Vier Eingänge aus eben so viel verschiedenen Gassen

und Gäßchen führen in diesen gewaltigen, aber düsteren und verwahrlosten Häusercomplex.

Obgleich in Mitte einer industriellen und reichen Vorstadt, in nicht allzu großer Entfernung von der inneren Stadt, gelegen, beherbergt dieses Gebäude dennoch fast ausschließlich nur unbemittelte, ja arme, herabgekommene oder noch nicht emporgestiegene Leute; Mitglieder jener Bevölkerungsclasse, die sich aus Hand- und Fabriksarbeitern, niederen Bediensteten, banquerotten Kaufleuten und abgewirthschafteten Handwerkern, armen Witwen und der so vielgestaltigen Schaar von ohne Erfolg arbeitenden Glücks-Rittern, Abenteurern und „unsicheren Existenzen" rekrutirt; jener Classe, welche im Allgemeinen unter der Bezeichnung „Proletariat" zusammenbegriffen wird.

Von diesem Proletariat wohnten weit über einhundert „Parteien" in besagtem Hause, das durch einen Inspector verwaltet wurde. —

Es gibt reiche Hausherren, welche es nur deshalb vorziehen, fern von ihrem Eigenthume zu wohnen, um mit dem „Plebs" nicht in Berührung zu kommen. — Sie halten es unter ihrer Würde, mit den Parteien selbst zu verkehren, mit diesen Leuten, welche gar oft — in Zins-Fragen, in Streitigkeiten untereinander und über ihr vermeintliches Recht: durch Bezahlung des ihnen auferlegten Miethbetrages eine Heimstätte gewonnen zu haben, in welcher sie ungestört mit Kind und Kegel, mit Hund und Katze nach eigenem Belieben leben können — die directe Einmischung des Hausgebieters provociren; sie scheuen sich

sogar, das Zinsgeld, wie es von den Parteien in kleinen Beträgen abgeliefert wird, in Empfang zu nehmen; sie halten vielmehr darauf, daß ihnen der pflichtschuldige Vierteljahrestribut von dem Inspector ihrer Zwingburg bei Gelegenheit feierlicher Audienz in einer einzigen, angesammelten Summe unterbreitet wird. — Ein wahres Glück ist es — für die Gewaltigen selbst nämlich — daß sie trotz alledem und alledem, trotzdem, daß das Geld aus schwieligen oder zitternden Händen kommt, daß Schweiß oder Thränen daran kleben, dies wohlverdiente Geld doch auf indirectem Wege wenigstens annehmen. — —

Der Agent Alfred Ernst hatte obenbeschriebene kleine, ebenerdige Wohnung erst zur letzten Auszeihzeit, im October des vergangenen Jahres, bezogen.

Es war ihm nicht möglich gewesen, von dem für eine so elende Behausung unverhältnißmäßig hohen Zinse — oder richtiger, von der vorhinein zu entrichtenden, beim Einziehen schon fälligen Vierteljahrsmiethe — mehr als die bei der Wohnungsaufnahme geleistete Angabe von zehn Gulden zu bezahlen.

Diese Wohnung war ihm also in Folge eines allgemein üblichen Gebrauches wieder gekündigt worden, ehe er sie noch bezogen hatte; und jetzt, im ersten Monate des neuen Jahres, sah er mit Bangen dem nur allzu rasch nahenden Augenblicke entgegen, da er sich und seine Familie auf die Straße gesetzt sehen würde. — Am zweiten Februar war der nächste Zinstag; vierzehn Tage später mußte er die Wohnung räumen; und da er die Miethe nicht bezahlt

hatte, auch bis dahin voraussichtlich nicht bezahlen konnte: so waren ihm seine wenigen, aus besseren Zeiten stammenden Einrichtungsstücke von dem Hausinspector gepfändet und unter sicheren Verschluß gelegt worden.

In Folge dieses Umstandes war das schon beschriebene Wohn- und Schlafgemach der Familie Ernst von allen Möbeln — mit Ausnahme jenes armseligen Bettes, einer rohgezimmerten Kiste, die gleichzeitig zum Schrank und Tische diente, und eines alten, wackligen Stuhles — völlig entblößt.

Nicht einmal das kleine, gußeiserne Oefchen, welches die Armen spärlich genug mit Holz und Kohlen hatten versehen können, war ihnen gelassen worden; obgleich dieses nicht dem hausherrlichen Rechte, sondern der Selbstpfändung des nahe etablirten Victualienhändlers zum Opfer gefallen war, welcher — wüthend über die Nichtbezahlung einer nur kleinen Schuld und entrüstet, daß alle anderen Utensilien bereits in guten Händen sich befanden — zu seiner Deckung das Letzte genommen, das gesetzlich nicht hatte gepfändet werden dürfen. — Es soll aber Augenblicke geben, in welchen gekränkte Greißlerherzen nicht sonderlich viel nach der Grenze des Erlaubten fragen; und so gähnte denn unheimlich — eine ganze Geschichte von Elend und Grausamkeit erzählend — die schwarze Oeffnung in der Seitenwand, welche dereinst das Ofenrohr aufgenommen hatte, in das kalte, von schädlichen Dünsten erfüllte Gemach hernieder.

Auf dem mit morschen und faulenden Dielen belegten

Boden, in einer Ecke des Zimmers, lag schlummernd auf einer Schütte feuchten Strohes und bedeckt mit elenden Ueberresten alter Wäsche und Kleidungsstücke, das zweijährige Knäbchen, des Vaters Hoffnung und Freude.

Der Schlummer des armen Kindes war unruhig, fieberhaft. Es siechte an derselben Krankheit hin, welcher sein Schwesterchen eben erlegen war. — Schlechte und unzureichende Nahrung, die dumpfig feuchte Stubenluft, die heftige, durch keinen Schutz von den Elenden abgewehrte Kälte der letzten Woche, mit Einem Worte, der Mangel in seiner grausigsten Gestalt: das war die langsam schleichende und sicher würgende Krankheit, welche — gespenstisch in die Hütten der Armuth grinsend — so viele Opfer fordert und welche von der gelehrten Facultät achselzuckend als „Auszehrung in Folge mangelhafter Blutbildung" bezeichnet wird. —

Außer dem todten und dem kranken Kinde, außer der trostlosen Mutter, war in diesem Augenblicke Niemand in dem Gemache.

Der Gatte und Vater dieser Unglücklichen war seit frühem Morgen abwesend, um Arbeit, Geld, Brod zu suchen.

Er hätte längst wiederkehren sollen. — Er hatte versprochen, gegen Mittag zurückzukommen. — Er wußte ja, daß sein Weib, seine Kinder hungerten. — — Und er hatte ja Brod bringen wollen, wenigstens trockenes Brod, um den nagenden Hunger zu stillen.

Aber Stunde auf Stunde war verflossen, ohne den Gatten, den Vater, zurückzuführen. — —

Die arme Frau hatte ihn Anfangs sehnlichst, mit von Minute zu Minute wachsender ängstlicher, schreckhafter Aufregung erwartet.

Sie sah ihn — den Mann ihrer Liebe, den braven Gatten und Vater, den ehrlichen Bürger — von Verzweiflung gepeitscht, von nagendem Hunger gefoltert, von Gram und Sorge um Weib und Kind verzehrt, durch die Straßen der Metropole wandern, angsterfüllt nach diesem und jenem Hause schauen, zitternd es betreten, verstört es verlassen! —

Sie sah ihn — den erst dreißigjährigen, kräftig gebauten Mann — dahinwandern mit gebeugtem Rücken, mit schlotternden Knieen; sah ihn fortschleichen gesenkten Hauptes, dessen wirre Haare, dessen eingefallene Wangen, dessen tiefliegende, gespenstisch um sich schauende, in verzehrender Fieberglut flammende Augen entsetzlich harmonirten mit den abgetragenen Kleidern, in welche der von Natur starke, von Leiden und Krankheit erschöpfte Körper gehüllt war, mit dem sorgfältig bis an den Hals zugeknöpften, leichten Sommerröckchen, mit dem zerschlissenen Halstuche, mit dem weißlich glänzenden, von zahllosen Bügen durchfurchten Cylinderhute, mit dem armseligen weißen Glacéhandschuhe, der seine linke Hand umhüllte, während er die rechte, die sich eines solchen Schmuckes nicht zu erfreuen hatte, unter dem Rocke auf der Brust verbarg, mit dem spiegelnden schwarzen Beinkleide und endlich den niedergetretenen Stiefeln; sie sah ihn — ein grasses Bild der Noth und des Verkommenseins, das durch die sichtlich

angewandte Mühe des Verbergens und Verschleierns derselben noch auffallender und schreiender gemacht wurde — von Vorstadt zu Vorstadt, von Straße zu Straße wandern, langsam erst, noch einige Hoffnung hegend, schneller dann und immer schneller, je mehr jene entschwand und mit dem Hauche seines keuchenden Athems in die Luft zerstob!

Sie sah ihn zu Verwandten, zu früheren Geschäfts-Genossen, zu Freunden aus besseren, noch nicht so gar lange entschwundenen Zeiten, zu jenen Leuten allen eilen, welchen er dereinst Gefälligkeiten erwiesen, Dienste geleistet, Wohlthaten gespendet hatte; sie sah: daß er von Allen abgewiesen — mit Bedauern ob der eigenen schlimmen Lage, mit Klagen über die gegenwärtigen schlechten Zeiten, mit Hinweis auf die anderen Freunde, welche mehr thun könnten, mit höhnender Erwähnung der Vergangenheit, mit roher Verweigerung endlich ihn zu sprechen, abgewiesen — worden; und daß — dies Alles sah das arme, von Angst und Leid gefolterte Weib mit von Verzweiflung geschärftem Ahnungsvermögen — des geliebten Gatten verzweifeltes Bemühen, Hilfe zu schaffen, ein vergebliches gewesen.

Und Hilfe war so nöthig, so dringend, so unaufschiebbar nöthig! — — — — — —

Alfred Ernst war, vor nicht viel mehr als einem Jahre noch, ein reicher und angesehener Fabrikant in einer der westlichen Vorstädte Wiens gewesen.

Hunderte von Arbeitern hatte er beschäftigt; und Hunderten von Arbeitern und deren Weibern und Kindern

war er sorgsamer, liebevoller Arbeitgeber, war er Stütze, Freund und Vater gewesen.

Wenn er sich jetzt, in seiner furchtbaren, himmelschreienden Noth, an diese Leute — diese Proletarier, diesen Plebs — gewandt hätte: sicherlich wäre eine erfreuliche Menge dieses „Gesindels“ bereit gewesen, dem geliebten ehemaligen Fabriksherrn mit Aufopferung ihres letzten Kreuzers nach Thunlichkeit beizustehen.

Selbstverständlich wandte sich Alfred Ernst aber nicht an diese Leute, deren eigene Noth er kannte, da er sie zu mildern stets bemüht gewesen; und welchen er sich in wohlberechtigtem Mannesstolze nicht in seiner ganzen trostlosen, verzweifelten Lage zeigen mochte.

Und dennoch hatten die Weiber und Kinder dieser Arbeiter Brod und eine erträglich warme Stube! — — — Und dennoch hungerten und froren Kinder und Weib des ehemaligen Fabriksbesitzers! — — —

Dieser ehemalige Fabriksbesitzer war nicht nur den Arbeitern ein sorgender Vater: er war auch den Geschäfts-Freunden ein treuer und zuvorkommender Genosse, den Hausfreunden ein freigebiger und liebenswürdiger Wirth, den Caffeehausbekannten sogar ein stets gefälliger und willfähriger Rather und Helfer gewesen.

An Diese und Jene sich nun um Hilfe zu wenden, hatte sein Stolz ihm endlich nach langem Sträuben erlauben können: Diese Leute beraubte er nicht, wenn er von ihnen Hilfe annahm — sich von den Meisten gewissermaßen nur zurückgeben ließ, was er früher, in besseren

Tagen, ihnen mit vollen Händen gespendet; diesen Leuten durfte er sich ganz entdecken, denn diese Leute kannten ohnedem seine traurige Lage, kannten aber auch deren ehrenhafte Veranlassung.

Dessenungeachtet hatte es der ganzen Wucht des niederdrückendsten Elends, des Hinblickes auf die verkommenden Seinen bedurft, um ihn zu einem Schritte zu bewegen, der ihn mit Scham erfüllte und dessen Erfolglosigkeit er dabei — mochte er seine allzu sehr gerechtfertigten, auf Menschenkenntniß basirten Besorgnisse auch gewaltsam bannen — nur zu wohl voraussah.

Aber diese elenden Reichen praßten, ohne den verschämten Bittsteller mehr kennen zu wollen, ohne von seiner Noth gerührt zu werden; während ihm die armen Elenden zu Hause verhungerten und dahinsiechten!

— — — — — — — — — — — — — —

Alfred Ernst war an seiner mehr als traurigen Lage schuldlos.

Durch den ehrlosen Banquerott eines großen Export-Hauses, mit dem er zu seinem Unglücke in nur allzu enger Verbindung gestanden, war er mit in dessen Sturz gerissen worden. — Dieses Haus, das in den letzten Monaten vor seiner Zahlungseinstellung, als es seine Insolvenz schon kennen mußte, noch große Waarenbestellungen bei Ernst gemacht und dessen ganzen fertigen Vorrath — angeblich zum Behufe des Exportes — aufgekauft, hatte ihn mit eigenen Wechseln von ziemlich langer Verfallszeit bezahlt, welche Ernst, der zur Ausführung jener großen Bestel-

lung nicht genug baare Casse hatte, mit seiner Unterschrift versehen, weiter begeben mußte. — Nach dem Banquerotte jenes Hauses war er gezwungen, diese Wechsel sofort selbst wieder einzulösen.

Die dazu benöthigten Summen nahmen seine ganzen Kräfte in Anspruch.

Indessen, er konnte — wenn auch mit schweren Opfern — die Zahlung leisten. Er mußte in Folge dessen einen Theil seiner Arbeiter entlassen; aber er konnte mit dem anderen Theile fortarbeiten. Er hatte keine fertige Waare mehr; aber er hatte viel in Arbeit genommen und er besaß Credit genug, um die Beendigung derselben abwarten zu können.

Er hätte sich also wieder zu erholen vermocht, er wäre noch nicht verloren gewesen: wenn nicht die Schlechtigkeit seines Compagnons seinen Sturz unaufhaltsam herbeigeführt hätte.

Dieser Compagnon, mit Namen Carlo Verestri, war, wie wir bereits wissen, ein geborener Italiener und vor nunmehr sechs Jahren schon — zur Zeit also, da die Fabrik noch Ernsts Vater gehörte und Alfred selbst, obwohl er damals bereits verheiratet war, noch als Correspondent im väterlichen Comptoir servirte — als Gesellschafter in Jenes Fabriksgeschäft getreten, das damals gerade eine Krisis überstanden hatte und einen Theilnehmer mit entsprechender Capitalseinlage wohl gebrauchen konnte.

Daß Verestri diesen Anforderungen damals zu entsprechen vermocht hatte, mußte Alfred später wohl als

gewiß annehmen. Aber es gab Eingeweihte, welche vermuthen wollten, daß es nicht Verestri's eigenes Geld gewesen, welches er in das Geschäft gesteckt; daß Jener vielmehr nur als Drahtpuppe eines versteckt Mitspielenden gewirkt habe. — Wie dem indessen auch sein mochte: der schlaue Italiener hatte es, so jung er noch war und so unerfahren er sich geberden mochte, dennoch verstanden, nicht nur des alten Ernst Vertrauen in einem hohen Grade zu gewinnen, sondern auch allmälig — als das Geschäft wieder mehr denn je zu floriren begann — Theil um Theil seines anfänglich eingelegten Geldes unter allerlei Vorwänden zurückzuziehen.

Der Eintritt Verestri's in das Geschäft — ein Ereigniß, mit welchem Alfred nicht im Geringsten einverstanden gewesen, und gegen welches er mit allen Mitteln, leider aber vergeblich, angekämpft hatte; nicht nur, weil er einen seit Langem schon datirenden, wohlbegründeten Haß gegen den Italiener hegte, sondern weil er fast instinctiv in Jenes Compagnonschaft des Geschäftes Verderben erblickte — der Eintritt Verestri's also hatte zur selben Zeit stattgefunden, als ein Onkel Alfreds, der Bruder seiner Mutter, welcher bisher als Compagnon im Geschäfte gewesen, nach einer ungemein heftigen Scene mit dem alten Ernst jenes verlassen hatte, um sich mit einer ansehnlichen Rente in die Ruhe zu setzen.

Gleichwohl war dieser Onkel — Herr Wenzel Nowak, den kennen zu lernen wir bereits die Ehre hatten — damals ein noch im besten Alter stehender, rüstiger Mann

gewesen, von dessen bekanntem Unternehmungsgeiste man eher alles Andere, als ein solch' träges Zurruhesetzen hätte erwarten mögen.

Ueber den Austritt des Onkels und die Compagnonschaft des Italieners war überhaupt ein gewisses räthselhaftes Dunkel gebreitet. —

Als Alfred endlich vor einigen Jahren nach des Vaters Tode das Geschäft übernahm, blieb Verestri, der in der letzteren Zeit die Manipulationen beinahe allein geleitet hatte, in demselben. — Welche Gründe ihn hatten bewegen können, den mit Ernsts Vater abgeschlossenen Gesellschaftsvertrag mit dem Sohne, obgleich ihm dieser, wie er wohl wußte, feindlich gesinnt, zu erneuern, mag einleuchtend sein, wenn man bedenkt, daß er — ohne weiter mit Geld an dem Geschäfte betheiligt zu sein — an dessen Gewinne doch auch fernerhin noch theilnehmen konnte. — Minder begreiflich ist der Umstand, daß er, Alfred gegenüber, eine dominirende Stellung in Anspruch nahm; und völlig unerklärlich müßte es scheinen, daß Alfred sich die fernere Compagnonschaft seines Gegners gefallen ließ: wenn es nicht bekannt geworden wäre, daß Jenes Vater vor seinem Tode dem Sohne das Versprechen abgenommen, das Geschäft mit dem seitherigen Gesellschafter — zu dem Ernst senior nun einmal ein unbegrenztes Vertrauen hatte und dessen Geschicklichkeit und Umsicht selbst Alfred nicht in Abrede zu stellen vermochte — fortzuführen. — Auch hatte Alfred in Folge der Bemühungen Verestri's, sich seine Freundschaft zu erwerben, der

früheren Feindschaft und des einstigen Zerwürfnisses beinahe gänzlich vergessen.

Einige Zeit nach Protokollirung der neuen Firma gestaltete sich das Verhältniß der beiden Compagnons freundlich genug. Verestri hatte bald, wenigstens in Geschäftssachen, das Vertrauen Alfreds eben so unbedingt gewonnen, wie er das dessen Vaters besessen. — Allein er suchte nachgerade die Miene des alleinigen Fabriksherrn, des Chefs, anzunehmen; und es kostete Alfred Mühe, seine eigene Stellung dem Compagnon gegenüber zur Geltung zu bringen.

Als ihm dies endlich gelungen, hatte er sich Verestri zum unversöhnlichen Feinde gemacht.

Aber der schlaue Italiener ließ den Compagnon von seiner abermaligen Sinnesänderung nichts gewahr werden. — Er kam ihm von jetzt ab mit größter Zuvorkommenheit entgegen. Er schien nur in Alfreds Interesse thätig zu sein, nur dessen Rathschlägen zu folgen. — Dabei aber hatte er ein festes Ziel im Auge, dem er unwandelbar näher rückte.

Verestri hatte die Verbindung mit jenem falliten Hause eingeleitet, scheinbar zu größtem Nutzen und Frommen seines Geschäftes. — Er hatte aber mehr noch gethan. Er hatte, als sich die Beziehung zu jener damals noch allgemein geachteten Firma so glänzend und vortheilhaft anließ und er sich im Vertrauen Ernsts mehr denn je festgesetzt hatte, den lange Widerstrebenden zu bewegen gewußt, seine Unterschrift im Vereine mit der Verestri's — Beide

signirten nur collectiv — in bianco auf einige unausgefüllte Wechsel zu geben, welche Verestri, der eine Reise in's Ausland zum Einkaufe von Rohproducten unternahm, je nach Bedürfniß behufs deren Begleichung verwenden wollte.

Einige Monate später fallirte jene Firma.

Verestri war damals noch nicht von der Reise zurückgekehrt. — Die beiden unseligen Wechsel aber, welche er angeblich mit sich genommen, befanden sich — nunmehr auf namhafte Summen ausgefüllt — in der Concursmassa des banquerotten Hauses und wurde deren Einlösung von den Massavertretern unnachsichtlich betrieben.

Ernst sah sich schändlich betrogen. Allein er hatte gegen seinen Compagnon weder, noch gegen das fallite Haus Beweise. — Nichtsdestoweniger leitete er gegen Beide einen Proceß ein.

Selbstverständlich hinderte seine Einsprache und der Proceß die Massagläubiger jenes Hauses nicht an ihrem Vorgehen; und das Wechselrecht machte, die privaten Verhältnisse unberücksichtigt lassend, seine Forderungen und seine Macht geltend. — Mochte der Proceß nach Jahren immerhin zu Gunsten Ernsts entschieden werden, jetzt mußte er zahlen, zahlen mit Aufopferung seines gesammten Vermögens — oder den Concurs eröffnen.

Er zog es vor, seinen Namen vor jedem Makel zu bewahren. Er verkaufte Alles, was er besaß; und es gelang ihm, seine Gläubiger völlig zu befriedigen.

Er hatte Niemanden verkürzt, Niemandem wehe gethan — als sich selbst.

Arm, ohne aus dem Schiffbruche seines Vermögens und seines Glückes mehr als einige wenige Einrichtungs-Stücke, Kleider und Wäsche gerettet zu haben, ohne Stellung oder Aussicht auf Erwerb; ohne zu wissen, wovon er und die Seinen leben sollten: verließ er sein schönes Haus in der Vorstadt und miethete sich in einer bescheidenen Wohnung in der inneren Stadt ein.

Er hatte gehofft, durch seinen Fleiß, seine Kenntnisse, seine anerkannte Redlichkeit sich leicht eine Stelle, wenn auch eine untergeordnete nur, zu verschaffen und zu erhalten. — Er hatte auf seine Freunde gehofft, die ihn dabei unterstützen würden.

Er hatte vergeblich gehofft.

Es blieb ihm, um sich und die Seinen vor gänzlichem Verderben zu retten, endlich nichts übrig, als sich einem Fabrikshause, mit dem er früher in vielfacher Geschäfts-Verbindung gestanden, als Provisionsagent anzutragen.

Diese Stelle gewährte ihm während einiger Zeit einen spärlichen Lebensunterhalt; als die Geschäfte flauer gingen, wenigstens das unbedingt Nothwendige.

Nach einiger Zeit aber warf ihn ein schweres Leiden auf's Krankenlager.

Seine Frau, die alle Schicksalsschläge muthig und geduldig an seiner Seite ertragen hatte, pflegte ihn mit der aufopferungsvollsten Sorgfalt. — Sie lebte nur für ihn und für die Kinder. Sie entbehrte gerne und freudig jede Erholung, jede Erquickung. Sie verzichtete, ohne zu klagen, selbst auf das Nothwendige. Sie sparte und geizte

an ihrem Schlafe, um neben ihrer willigen Dienstleistung als Magd und Krankenwärterin, noch Einiges durch Hand-Arbeit zu verdienen; an ihrem kärglichen Mahle, um dem Kranken und den Schwachen, dem Gatten und den Kindern, hie und da den Genuß einer kräftigen Suppe, eines kühlenden Trankes zu ermöglichen.

Als aber die wenigen, so sorgsam zu Rathe gehaltenen Mittel, über welche sie noch zu verfügen gehabt, aufgebraucht waren; als weder Verwandte, noch Freunde mehr helfen wollten — und diese Hilfe war in der That von allem Anfange an eine sehr spärliche gewesen —; als der Arzt seine Besuche, der Apotheker die Medicamente verweigerten und Niemand mehr in der Nachbarschaft, weder Fleischer noch Milchverkäufer, weder Wirth noch Greißler, borgen wollten; als das arme Weib solchergestalt fast keine Möglichkeit mehr sah, ihren Lieben, in solchem Leid und Drangsal doppelt Theuren, die einzig und allein auf sie angewiesen waren, Hilfe und Beistand zu leisten: da drohte Verzweiflung sie zu erfassen und sie ließ sich in diesem Zustande zu einem gewagten und unseligen Schritte verleiten, der ihr von einem sogenannten Freunde des Kranken, einem mit ihm im gleichen Geschäfte Bediensteten, gerathen worden.

Sie überredete ihren Mann, einen Wechsel zu acceptiren, den sie girirte und durch besagten Freund — allerdings mit erklecklichem Verluste — verkaufen ließ.

Wie es zugegangen, daß Ernst und sein Weib, in ihrer Eigenschaft als Private, dies empörende Leihgeschäft

unter der Aegide kaufmännischen Wechselgebahrens ausführen mußten; wie sich — dies scheint wohl das Räthselhafteste — überhaupt Jemand gefunden, der dies Papier eines völlig mittellosen, noch dazu kranken und arbeitsunfähigen Menschen kaufen konnte; und welche Manipulationen angewendet wurden, um ein so haarsträubendes Geschäft mit im Vorhinein genommenen 200 Percent Gewinn in die Form eines gesetzlichen Kaufes zu kleiden: dies Alles gehört in die thränen- und blutgetränkte Geschichte des Wucherpatentes und mag nur Jenen erklärlich sein, welche die scheußlichen Geheimnisse der Wucherer und ihrer feilen Helfershelfer, der Geldagenten, kennen. —

Als Alfred Ernst endlich wieder genesen war, zog er mit seiner Familie in die jetzt von ihm innegehabte Wohnung auf der Wieden.

Seine Stelle hatte er währenddessen verloren. Jener vorerwähnte Freund hatte sie einem seiner Verwandten zu verschaffen gewußt.

Ernsts Kinder wurden krank. Seine Frau sah ihrer Entbindung entgegen. Der Winter war ungewöhnlich strenge; die Lebensmittel theuerer, als je zuvor; der Erlös aus dem schändlichen Wechselgeschäfte längst verbraucht; die wenigen Einrichtungsstücke, welche die arme Familie noch besessen, für die Miethschuld gepfändet und transferirt worden. —

So stand denn der unglückliche Mann, ohne jegliche Existenzmittel, noch geschwächt von der kaum überstandenen Krankheit, neues Unheil stündlich erwartend, im

Angesichte der entsetzlichen Noth, der zum Wahnsinne treibenden Verzweiflung. —

An diesem Morgen hatte er abermals — nach grauenvoll durchwachter Nacht — seine Lieben verlassen, um Arbeit, ein Unterkommen, Geld, Brod, von Freunden und Verwandten zu erflehen.

Wäre es nicht besser, mindestens zweckdienlicher gewesen, wenn er einfach bei Fremden gebettelt hätte?!

Vielleicht wäre dann sein Kind nicht gestorben; vielleicht hätte er ihm Stärkung bringen, einen Arzt zahlen und die nöthigen Medicinen beschaffen können; vielleicht wäre dann Manches anders gekommen!

Aber Ernst war in tiefster Seele derselbe geblieben, der er in früheren, besseren Zeiten gewesen: ehrlich, rechtschaffen, stolz auf seinen unbefleckten Namen — denn Armuth und Elend schienen ihm diesen nicht zu beschmutzen, schienen ihm keine Schande — zum Sterben bereit, nimmer aber fähig, einen Schritt von der Bahn der Ehrenhaftigkeit abzuweichen. — — — — — —
— — — — — — — — — — —

Diese Bilder alle, der Gegenwart und der Vergangenheit angehörend, waren vor des armen Weibes Geiste vorübergezogen, als es sehnlichst des geliebten Mannes Rückkunft entgegenharrte.

Allmälig beschäftigte aber eine nähere, drückendere Sorge der Mutter Seele.

Seit Mittag hatte ihr kleines, krankes Mädchen in fortwährendem Fieber gelegen. — Dessen Kopf brannte,

die Pulse jagten, die Zunge war braun und vertrocknet, die Lippen und Augenlider aufgeschwollen, der abgemagerte Körper bläulich gefärbt und zuckend.

Die unglückliche Mutter sah mit wachsender Angst die erschreckende Veränderung. Sie ahnte das Schlimmste. — Sie wollte, sie mußte Hilfe schaffen.

Zum hundertsten Male durchsuchte sie jede Tasche der wenigen Kleider, jeden Winkel des Gemaches, um Geld, wenn auch nur wenige Kreuzer, zu finden, die vielleicht bei früheren Veranlassungen dennoch übersehen, die vielleicht verloren worden waren.

Sie wollte Milch kaufen. — Milch, um den vertrockneten Gaumen des armen, kranken Kindes zu laben; Milch, Milch! den augenblicklichen Inbegriff ihrer Wünsche.

Allein ihr Suchen war vergeblich.

Verzweiflungsvoll eilte sie von einem ihrer Kinder zum andern.

Der kleine Knabe weinte und jammerte. Er hatte Hunger. Er hatte seit gestern Abends — gleich wie die Mutter, wie der Vater, wie die kranke Schwester — keinen Bissen Brod erhalten können.

Doch ja! — Er hatte Solches erhalten. — Die Mutter hatte sich gestern von ihrem spärlichen Abendbrode — im buchstäblichen Sinne des Wortes: Brode — das gleichzeitig auch Mittagsmahl, auch Frühstück repräsentirt hatte, ein kleines Stückchen abgespart, um es heute, gesalzen mit ihren reichlich strömenden Thränen, dem hungernden Würmchen zu reichen.

Nachmittags hatte sie ja noch Thränen gehabt; Abends, als ihr Liebling gestorben, war Jener Quelle für immer versiegt!

Des weinenden und nach Brod verlangenden Knaben Hunger, des Töchterleins von Minute zu Minute zunehmende Schwäche, ihre eigene Hinfälligkeit, der Gedanke an das arme Wesen, das sie unter dem Herzen fühlte und dem sie aus vertrockneten Brüsten ebenfalls keine Nahrung würde geben können, das neuerdings vor ihrer Seele auftauchende Bild ihres unglücklichen Gatten, wie er jetzt, gefoltert von unsäglichen Leiden, durch die von scharfem Winde und wirbelnden Schneemassen durchwehten Straßen eilte: dies Alles versetzte die arme Frau in einen solchen Zustand der Verzweiflung und gänzlichen Hoffnungslosigkeit, daß sie — unfähig eines klaren Gedankens — in stumpfsinnigem Brüten neben dem Lager ihres kranken Kindes niedersank. —

Erst die Klänge des Avemarialäutens, die feierlich und mahnend in die kleine Stube zogen, rissen sie aus der Betäubung ihres Schmerzes empor.

Die Kranke war ruhiger geworden. Auch der Knabe schlief. — Die Mutter kniete nieder zum Gebete, vor Gott ihre so unaussprechlich bange Seele auszuschütten.

Da mit Einem Male fuhr das kranke Kind auf seinem Lager empor.

Es war dunkel im Zimmer gewesen. Nur schwacher Lichtschimmer aus dem Hofraume war hereingedrungen. — — Aber in diesem Augenblicke brach des fast vollen Mondes Licht durch die an ihm vorüberjagenden Wolken,

sandte einen hellen Silberstrahl auf das Sterbelager des armen Mädchens und umwob dessen jetzt aufgerichtete Gestalt mit verklärendem Schimmer.

„Mutter — wo bist Du? — Mutter! — — Sieh' dort, sieh' — wie schön! — wie herrlich! — — Ein blinkender Christbaum — und Englein auf allen Zweigen — — oh, wie schön, wie — — oh! weh — weh!" —

Und indem der letzte, langgezogene Ausruf in ein schwaches Röcheln überging, sank die Kleine — beide Hände gegen die zarte Brust pressend — schwer und regungslos auf den Strohpolster zurück.

Zwischen ihren noch halb geöffneten Lippen hindurch rieselte ein dünner Faden hellrothen Blutes.

Das Kind war todt. — —

Mitleidig verbarg sich der Mond wieder hinter Wolken, um das grausige Bild der allmäligen Erstarrung der kleinen Leiche vor der Mutter Auge zu verbergen.

Aber die Mutter war bei jenem Rufe ihres Töchterleins emporgesprungen und hatte sich über dasselbe gebeugt. — Sie hatte den letzten Blick seines blauen, treuen Auges, das letzte Röcheln seiner zuckenden Lippen, die so zärtlich sie zu küssen verstanden, empfangen.

Mit einem lauten, gellenden Verzweiflungsschrei war sie dann über die Leiche hingesunken.

Dies war der im kleinen, leeren Zimmer des Agenten Ernst ertönende Schrei, dessen wir im Beginne dieses Capitels erwähnten. — — —

Die Unglückliche hörte nicht, daß das kleinere Kind erwacht war und weinend nach der Mutter verlangte.

Sie hörte nicht, daß laut widerhallende, schwere Männerschritte durch den gepflasterten Hofraum tönten, daß sich dieselben ihrer Wohnung naheten und dort stille hielten; hörte nicht, daß nach einer kurzen Pause heftig und wiederholt an die in die Küche führende Hausthüre gepocht wurde; nicht, daß diese sich öffnete und mehrere Männer in das finstere, kalte Gemach schritten und sich fluchend und scheltend durch die Dunkelheit tasteten.

Plötzlich fühlte sie eine schwere Hand auf ihre Schulter fallen. — —

Der Eingetretenen Auge hatte sich bereits etwas an die Dunkelheit gewöhnt. — Der schwache, von der Hof-Laterne herrührende Schimmer hatte sie bei ihrem Untersuchen unterstützt. — Einer der Männer hatte die regungslose Gestalt der im Schmerz Erstarrten erblickt und sich ihr in rauher Weise genähert, während die Anderen in der Küche und im Zimmer umhergingen und die kahlen Wände — etwas Anderes war zu diesem Zwecke nicht vorhanden — betasteten.

Bei der unsanften Berührung des fremden Mannes hatte die trostlose Mutter langsam den Kopf gewandt.

Einen Augenblick starrte sie in Jenes Angesicht; dann warf sie sich wieder mit einer abwehrenden Handbewegung, stumm, thränenlos, über die geliebte Leiche.

Dieselbe Hand berührte sie zum zweiten Male, unsanfter, roher noch, denn früher, und suchte sie emporzureißen.

„Was soll dies heißen, Frau! — Was wollen Sie mit Ihrem Benehmen sagen?! — — Wollen Sie uns betrügen und uns glauben machen, daß Sie nicht die sind, welche Sie sind? — Auf! sage ich — und machen Sie Licht!“

Diese Worte wurden mit beißend scharfer Stimme und mit jenem Ausdrucke kalter Fühllosigkeit und roher Härte gesprochen, der tausendmal mehr verletzt und empört, als die höhnendste oder zornigste Aeußerung.

Die arme Frau fuhr bei dem Worte „betrügen“ empor. — Ihre blutende Herzenswunde war von giftigem Wespenstachel getroffen worden.

Sie schaute verwirrt um sich. Sie strich ihre aufgelösten schönen und langen Haare aus Stirne und Antlitz.

Als ihre an die Dunkelheit gewöhnten Augen die vielen Männer in dem Zimmer gewahr wurden, mußte sie sich — erschreckend und wankend — an die Bettstelle halten, um nicht zu fallen.

Dennoch rief sie mit bebender und krampfhaft gepreßter Stimme:

„Fort! fort! — Wer Ihr auch sein möget: Ihr seid in den Bereich des Todes eingetreten! — Ehret die Verstorbene — achtet deren letzten, ewigen Schlummer!“

Einer der Männer hatte währenddem ein Feuerzeug aus der Tasche gezogen und mit dem entbrannten Reibhölzchen einen Wachsstock angezündet, den er mitgebracht hatte.

Diese Leute mußten also wohl daran gewöhnt sein, in

finstere und jedes Beleuchtungsmaterials entbehrende Räumlichkeiten — in die Behausung der bittersten Noth und Armuth — zu treten.

Mit grellem Scheine überfluthete plötzlich das Licht die aus so verschiedenartigen Elementen zusammengesetzte Gesellschaft. —

Gleich einer gespenstischen Erscheinung stand — mit abwehrend ausgebreiteten Armen, in bleichem, regungslosen Schrecken — die unglückliche Mutter vor dem Sterbelager ihres Kindes.

Mit einem leisen Murmeln des Grauens wichen die Männer alle beim Anblicke dieses Weibes und beim Anhören seiner Worte einige Schritte gegen die Thüre zurück.

Alle — mit Ausnahme jenes Einen, der zuerst gesprochen hatte und welcher der Anführer der Uebrigen zu sein schien.

Es war ein noch junger Mann von mittlerer Größe, in nicht unmodischer, aber schlecht zusammengestellter Kleidung, welche aussah, als ob sie bei verschiedenen Raub-Anfällen zusammengerafft worden wäre.

Das Gesicht dieses Mannes war das eines entsprungenen Galeerensträflings.

Kurz verschnittene, röthlichbraune Haare, zwischen welchen sich am Scheitel eine kleine Glatze bemerklich machte, umrahmten eine niedere und flache Stirne, auf welcher der Ausdruck der Gemeinheit lagerte. — Die kleinen, stechenden Augen, deren Art und Farbe Niemand noch hatte

bezeichnen können — da sie entweder in steter unheimlicher Ruhelosigkeit auf allen Gegenständen des Gesichtskreises umherwanderten, oder, indem sie die Blicke zu Boden senkten, von röthlichen, wimperlosen Augenlidern verborgen wurden — diese Augen harmonirten vortrefflich mit der Stirne; nur daß sie neben der Gemeinheit noch gleichzeitig Tücke, Hinterlist und Bosheit ausdrückten. — Die langen, nicht durch Haare verborgenen, spitzzulaufenden Ohren waren in immerwährender Bewegung und schienen damit, nicht mit den Augen allein, sondern auch mit dem kleinen, lippenlosen Munde wetteifern zu wollen, dessen Winkel unausgesetzt zuckten und welcher sich — auch ohne zu sprechen — in gewissen Zeiträumen öffnete und schloß, um einer spitzen Zunge Gelegenheit zu geben, mit schlangenähnlicher Schnelligkeit den Ort, wo die Lippen sich hätten befinden sollen, zu befeuchten.

So ging ein ewiges Zucken und Zerren durch dieses glattrasirte, fahle Angesicht.

An dem dazugehörenden Körper war nichts Absonderliches wahrzunehmen, als daß er sich stets in vorgebeugter, gleichsam spähender und lauschender Haltung befand und daß die an ungewöhnlich langen Armen haftenden Hände in stetem Zu- und Aufschnappen begriffen waren. — Schnappen scheint der passendste Ausdruck für jene schnelle und kräftige Bewegung, die sich in besonderer Stärke kundgab, wenn die Blicke dieses Menschen gierig auf einen ihm begehrenswerth erscheinenden Gegenstand geheftet waren, auf ein Juwel, eine Banknote, ein werth-

volles Kleidungs- oder Einrichtungsstück zum Beispiele; wenn sein zuckender Mund diesen Gegenstand in unhörbarer Weise zu taxiren schien; und wenn seine schneller spielende Zunge von seiner Lüsternheit unzweifelhafte Kunde gab.

So war der Mann beschaffen, der allein von allen Anwesenden weder Mitleid, noch Grauen beim Anblicke der armen Dulderin und der kleinen Leiche zu empfinden schien. — —

Er hätte indessen auch gar keine Zeit zur Erweckung oder zur Kundgebung dieser Gefühle gehabt, wenn er solche wirklich, seiner innersten Natur nach, hätte hegen können: denn seine rasch umherschweifenden Blicke — seit dem Augenblicke, da das Licht entzündet worden, willens, das Mobilar dieses Zimmers zu taxiren — waren seit demselben Augenblicke, als ob der Mann das Unbegreifliche, noch nicht Dagewesene kaum fassen könnte, beschäftigt, jene entschwundenen Mobilien zu suchen.

Die spärlichen Borsten auf seinem Haupte schienen noch mehr in die Höhe zu steigen, als er sich bald genug von der gänzlichen Leere dieses Raumes überzeugt halten mußte. — Dabei funkelten seine Augen in grünlichem Glaste und nicht nur seine Ohren, sein Mund und seine Hände, sondern seine ganze Gestalt erbebten und regten sich in Folge des innerlich tobenden Zornes.

Als er seinen Blick wieder auf das regungslos dastehende Weib fallen ließ, stürzte er — wie ein Geier auf die Taube — auf dasselbe zu.

„Was sagen Sie? — Todt?! Gestorben?! —

Glauben Sie, ich lasse mich von Ihnen an der Nase herumführen? — Glauben Sie, ich kenne diese elenden Ausflüchte, diese betrügerischen, niederträchtigen Lügen nicht? — Ja wohl, Sie sind eine Betrügerin, hören Sie mich, eine Betrügerin! — — Wo sind die Möbel hingekommen, he?! — Antworten Sie, schnell, ich habe keine Zeit zu verlieren!"

In wüthender Eile, sprudelnd, zischend, daß das ekle Naß seines Mundes umherstiebte, hatte er die Worte hervorgestoßen und sich dabei der Unglücklichen derart genähert, daß diese unwillkürlich einen Schritt zurückwich.

Bei solcher empörenden, tief verwundenden, giftträufelnden Rede des Eindringlings war eine jähe, scharf abgegrenzte Röthe in die eingefallenen Wangen der Angeredeten gestiegen und ihr mattes Auge erglühte im plötzlichen und mächtigen Strahle des Zornes. — Ihre bleichen Lippen bewegten sich bebend.

„Herr, wer sind Sie? — Wie können Sie sich erdreisten, hier einzudringen, um eine arme Frau zu beleidigen?! — — Ist kein Mann hier, der mich schützen kann? — Kann es der Anblick meines armen, hingemordeten Kindes nicht thun?! — — O, allmächtiger Gott, mein Kind, mein armes Kind!"

Und in einem neuen Ausbruche des Schmerzes warf sich die Mutter — alles Andere vergessend — über die kleine Leiche, die sie mit leidenschaftlichen Küssen bedeckte und stürmisch an ihr Herz preßte. —

Während dieser Scene hatten die übrigen Anwesenden

die wenigen Geräthe, welche sich vorfanden, beschaut und betastet, jeden Winkel in Küche und Zimmer durchspäht und sich sogar nicht gescheut, die elenden Lumpen, mit welchen das von dem ungewohnten Lärme und Lichte erschreckte, laut weinende Kind bedeckt war, aufzuheben und nach allen Seiten einer genauen Durchsuchung zu unterziehen.

Nur einer dieser Männer hatte an der Uebrigen Thun und Treiben keinen Antheil genommen, sondern war ruhig im Hintergrunde des Zimmers stehen geblieben.

Dieser Mann war vom Kopfe bis zu Füßen schwarz gekleidet. — Seine rechte Hand hielt einige lang zusammengefaltete Papiere. — Sein Antlitz zeigte neben jenen stereotypen Zügen gleichgiltigen Ernstes und gegenstandloser Strenge der in jahrelanger Uebung hartgesottenen Amts-Miene einen gewissen Grad von Gutmüthigkeit. —

Als der Sprecher von vorhin das Weib sich abermals über das elende Lager beugen sah, richtete er sich kerzengerade empor und rief:

„Welche Kniffe und Kunstgriffe dieses Gesindel anwendet, um nicht zahlen zu müssen! — — Wer sich durch derlei täuschen ließe! — Ich sicher nicht. — — Amts-Diener, thun Sie Ihre Schuldigkeit und sagen Sie vor Allem dieser Frau, wer wir sind, da sie thut, als ob sie dies nicht wüßte, als ob sie gar keine Ahnung davon hätte!“

Der schwarze Mann — in der Hand die Papiere tragend, welche er nun gewohnheitsmäßig auseinanderfaltete

und deren Blätter mit benetztem Finger umschlug, bis er die gewünschte Stelle gefunden, auf welche er seinen Namen und das Datum der Ueberreichung dieser Papiere schreiben konnte — trat langsam einige Schritte vor, so zwar, daß er zwischen den brutalen Sprecher und das arme Weib zu stehen kam.

„Herr Rechte“ — sagte er dabei mit kaltem und unfreundlichem Tone zu dem Ersteren — „ich weiß schon selbst, was meines Amtes ist und bitte Sie, sich in meine Angelegenheiten nicht zu mischen!“

„Ho, ho! — Ihre Angelegenheiten?!“ — unterbrach der Angeredete den Amtsdiener in ärgerlichem Tone.

„Auch muß ich Sie aufmerksam machen“ — fuhr dieser aber vollkommen ruhig fort — „daß Ihr Benehmen hier die Grenzen des vom Gesetze Erlaubten überschreitet!“

Herrn Rechte's Antlitz färbte sich bei diesen Worten grünlich. Seine Augen funkelten dabei wie die einer Schlange und seine aalgleich umherspielende, spitze Zunge hatte Mühe, die Mundränder genügend anzufeuchten, auf daß sie in innerer Hitze nicht barsten.

Es war dem braven Manne aber auch wirklich seit einigen Augenblicken zu viel, zu viel geboten worden. — Er, der, vergnüglich die Hände reibend, gekommen war, seinen säumigen Wechselschuldnern eine kleine, freudige Ueberraschung zu bereiten, wie dies nun schon so seine Art war — er hatte zu diesem Behufe und daß das Gesindel ja nichts merke von seinem Vorhaben und etwa Werthvolles auf die Seite räume, seit Zustellung der Zahlungs-

Auflage nichts von sich hören lassen; als aber gestern noch die Frau Ernst, die Girantin, ihn aufgesucht und um Nachsicht und Schonung angefleht, dieser versprochen, durchaus nichts gegen sie oder ihren Mann vorzunehmen, — er mußte sich nun selbst eine unangenehme Ueberraschung gefallen lassen! — Er mußte sich überzeugen, daß durchaus Nichts mehr vorhanden, das er pfänden lassen konnte; und daß das Einzige, das gleichzeitig transferirt und in enge Sperre genommen wurde, das verstorbene Kind war!

Und um nun seinen gerechten Zorn auf den Gipfel-Punkt zu treiben, unterstand sich die Person — welche seinetwegen eigens vom Gerichte abgesandt worden, um ihm zu seinem Rechte zu verhelfen, das heißt, um seinem und seines Rechtsfreundes desbezüglichen Gebahren die Weihe des Gesetzes zu geben — ihm zu opponiren, der den Gerichtsdienern und Schätzmeistern doch so viel zu verdienen gab; unterstand sich diese Person mit dem frechen Schuldnerpacke gegen den würdigen Gläubiger gemeinsame Sache zu machen. — Denn dies war doch zweifellos der Sinn von Jenes Worten.

Der in Herrn Rechte's edler Seele lodernde Zorn mußte sich Luft machen.

„Wie, was!" — schrie er. — „Wie können Sie sich erlauben, mir Vorschriften machen zu wollen! — — Ah, ah — das ist wirklich stark! — Glauben Sie etwa, daß ich heute zum ersten Male eine „Schätzung, Pfändung, enge Sperre und nöthigenfalls Transferirung,

sammt Personal-Arrest und so weiter, und so weiter" vornehmen lasse, Sie?! — — Da müßte es ganz merkwürdig zugehen, wenn Sie mich Etwas lehren wollten in dieser Beziehung, Sie, Sie — —"

„Ich weiß sehr gut, Herr Rechte" — meinte der Amtsdiener ruhig wie zuvor — „daß Sie in diesem traurigen Geschäfte fast mehr bewandert sind, als unsereins, der doch von Amtswegen täglich genug Executionen vornehmen muß. — Wenn Sie solchen beiwohnen, geschieht's des Vergnügens wegen — scheint mir —; denn ich wüßte nicht, daß die Anwesenheit des Gläubigers bei Vornahme der Execution nothwendig wäre — dafür ist ja der Herr Sollicitator zugegen; kann Sie auch versichern, daß sich nur äußerst selten ein Gläubiger so weit vergißt, der Executionsvornahme beizuwohnen!"

„Nun! und was weiter?!" — schrie der erboste Wucherer. — „Wollen Sie mich etwa beleidigen; etwa sagen, daß es eine Schande sei, sein sauer verdientes, solchen Canaillen geliehenes Geld wieder zurück zu verlangen?! — Wir kennen ja solche Redensarten!"

„Was ich mir denke, geht Sie nichts an, Herr Rechte!" — entgegnete der Amtsdiener. — „Und was ich Ihnen noch zu sagen habe, ist einfach: daß — wenn schon der Gläubiger persönlich anwesend bei der Pfändung — er doch dem vom Gerichte Bevollmächtigten nichts drein zu reden hat!"

„Ich habe Ihnen blos angedeutet, daß Sie endlich einmal jener Person dort die Papiere geben und ihr sagen

sollen, weshalb wir hier sind. Es ist mein Recht, dies zu verlangen. Ich will durch Ihre Saumseligkeit nichts verlieren! — — Ist es nicht schon genug, daß ich von dieser Bagage da betrogen worden bin, daß keine Möbel — Nichts, gar Nichts mehr — vorhanden sind, an welchen ich mich halten könnte!"

Und neuerdings stierte der in seinen Hoffnungen so sehr Getäuschte mit fast irren Blicken, aus welchen aber zeitweise Bosheit und Rachgier loderten, umher.

Er murmelte dabei mit heiserer Stimme vor sich hin:

„Sogar ein Clavier hätte da sein sollen und drei vollkommene Betten! Betrug, reiner Betrug — — Criminal-Anzeige machen! Aber mein Geld, mein Geld?!!"

Während Herr Rechte solchergestalt wüthete und dann auf den Sollicitator zustürzte — einen jungen Burschen mit gemeinen, ausdruckslosen Gesichtszügen, der sich bisher, die Schriften, welche er mit sich führte, unter den Arm pressend, mit dem Beschneiden seiner Fingernägel beschäftigt hatte — um mit diesem ein hastiges Gespräch zu führen; während der Amtsdiener sich jetzt achselzuckend der scheinbar ihrer Umgebung und ihrer Lage Unbewußten näherte, um ihr die Klage- und Beschlußschriften einzuhändigen; hatten zwei der vorher in das Zimmer Getretenen dasselbe lachend und unter rohen Witzen wieder verlassen.

Es waren dies die beiden Schätzmeister, welche hier nichts zu schätzen fanden und nun außerhalb der dumpfigen Stube auf Herrn Rechte, das heißt auf die von ihm zu erhaltende Schätzungsgebühr, warten wollten. — —

Es war dem Amtsdiener gelungen, die unglückliche Frau soweit zu sich zu bringen, daß sie — freilich nur mechanisch und gedankenlos — sich die Schriften, bei welchen auch die für ihren Mann bestimmten sich befanden, in die Hand drücken ließ und deren Zustellung auf dem Empfangsbogen des Dieners bescheinigte.

Mitleidig war dieser des hoffnungsreichen Zustandes der Aermsten gewahr worden. — Dieser Umstand, die Anwesenheit der kleinen Leiche, das Jammern des hungernden Kindes und die aus Allem und Allem sprechende, so unverkennbare Noth und Armuth dieser Leute, rührten den rauhen Mann des Gesetzes so sehr, daß er in seinem Versuche, der starr vor sich hinschauenden armen Mutter Trostesworte zuzuflüstern, nicht über einige stotternde Anfänge hinauskam.

Wer aber nicht gerührt waren, das war Herr Rechte und der Sollicitator: Letzterer aus Stupidität, Ersterer aus Hartherzigkeit.

Rechte schritt nun eilig auf die von dem Amtsdiener und der trostlosen Mutter gebildete Gruppe zu.

„Wir haben hier nichts mehr zu thun!“ — krächzte er, vor der bei dem Tone dieser Stimme leise Erbebenden stehen bleibend; und es war nicht ganz deutlich zu erkennen, wem seine Worte und seine schielenden Zornesblicke eigentlich galten. — „Ich will nicht zu dem Gelde auch noch meine Zeit verlieren! — Vorwärts, ziehen Sie sich an, lassen Sie mich nicht so lange warten — marsch!“

Bei den letzten Worten hatte er Frau Ernst's Arm ergriffen und diesen heftig geschüttelt. —

Die folgende Scene blieb nicht mehr ohne fremde Zeugen. — Während im Zimmer noch der Amtsdiener, der Sollicitator des Herrn Doctor Stokler und der hartherzige Gläubiger waren, hatte sich die Küche mit Nachbarsleuten gefüllt, welche, durch den Lärm herbeigezogen, der Verlockung der offenstehenden Küchenthüre nicht widerstehen hatten können.

Wir würden die Wahrheit leugnen, wenn wir sagten, daß sofort — nachdem die Neugierigen die Wesenheit des hier Vorgehenden erkannt — andere Gefühle, als die des Mitleids und der Theilnahme unter ihnen zu erkennen gewesen wären; nach den nächsten Aeußerungen Rechte's aber auch Zorn und Abscheu gegen diesen. —

Frau Ernst schien anfänglich des Grausamen Worte nicht zu verstehen. — Aber dieser wiederholte klar und deutlich, daß sie mit ihm, und zwar in den Schuldenarrest, kommen müsse.

„Wie?!“ — rief nach momentanem Schweigen der Bestürzung die Unglückliche. — „Fort von hier, von meinem todten Kinde fort, wollt Ihr mich reißen?! — Nimmermehr!“ Und sie klammerte sich mit Einer Hand krampfhaft an die Bettstätte, während sie die andere drohend Rechte entgegenstreckte.

Umsonst waren indessen ihre Abwehr, ihr Drohen, ihre Verzweiflung, ihre Bitten schließlich. — Umsonst war des Amtsdieners Einwendung, daß man die arme

Frau, welche stündlich der Entbindung entgegensähe, in solchem Zustande nicht von der Leiche, nicht von dem hilflosen, kranken Würmchen reißen dürfe. — Umsonst die Fürsprache, die Bitten, die Drohungen und Verwünschungen der allmälig nähertretenden Nachbarsleute.

Rechte blieb bei seinem anfänglichen Willen. — Er hätte, meinte er, diese Frau auch dann selbst in den Schuldenarrest geschickt, wenn ein Theil ihrer Schuld sich durch die Pfändung der Möbel gedeckt hätte; auch dann, wenn ihr Mann zu Hause gewesen wäre, nach dem er gar nichts frage und den er sicherlich in Freiheit lassen werde, damit er Mittel und Wege suchen könne, sein Weib durch Bezahlung der Schulden zu befreien. — Dieses aber müsse mit, und wenn sich die ganze Hölle zu seinem, des Weibes, Beistande verschworen hätte.

Als der Amtsdiener, als die Nachbarsleute endlich sahen, daß an dem boshaften, allmälig in einen Zustand der Raserei gerathenden, schimpfenden und tobenden Unmenschen all' ihre Bemühungen resultatlos abprallten, suchten sie dieser entsetzlichen Scene so rasch wie möglich ein Ende zu machen.

Eine alte Frau bemächtigte sich des weinenden Knäbleins, gab ihm Milch zu trinken und versprach der armen Mutter, für es zu sorgen. Andere Weiber versuchten die kleine Leiche aus dem Zimmer zu entfernen. Der Amts-Diener aber drohte schließlich — seine Rührung niederkämpfend — mit Gewalt, wenn sich die Arrestantin nicht gutwillig füge.

Da richtete sich mit Einem Male diese Märtyrerin unserer socialen Zustände stolz, majestätisch empor. — Sie schüttelte den Arm des Wucherers, wie von Ekel ergriffen, ab. — Sie hüllte sich fröstelnd in ihr abgetragenes Tuch, drückte einen Kuß auf die Lippen des halb beruhigten Kleinen und stürzte sich noch einmal auf die Leiche, um Abschied — wie sie fühlte, nur für kurze Zeit — von dem todten Liebling zu nehmen.

Dann schritt sie wankend aus dem jetzt mit Menschen erfüllten Gemache.

Nur Ein Wort kam noch über ihre Lippen, als sie die Schwelle betrat. — Und dies Wort war ein grauser Fluch auf den elenden Wucherer herab. — — — —

Viertes Capitel.

Außerhalb des Ballsaales.

Hei, wie die Geigen quicken, die Bässe brummen, die Flöten zirpen und die Clarinetten klingen! Wie die Hörner zwischenein erschallen, die Trompeten schmettern, die Posaunen gellen! Wie die Pauken donnern und die Cinellen schwirren, wie die Trommel rasselt und der Triangel klirrt!

Süße Melodien, sinnbethörende Weisen! — Rhythmische Töne, Tanzlust erweckend, herzdurchzuckend, Glieder bewegend! Tänze und Reigen, ernst beginnend, in tollem

Jubelausbruche endend: Walzer und Polka, Mazur und Quadrille!

Hei, wie die erregten, heiteren, lustigen, tollen Menschen sich dazu drehen und wenden und tanzen und springen! — Welch' Schleifen und Rauschen, welch' Knistern und Stampfen! Dazu Plaudern und Lachen, Schreien und Krächzen, Pfeifen, Brüllen und Poltern! — Sinnverwirrender Lärm! — — — — — — —

Solcher Lärm dringt, gedämpften Schalles — manchmal anschwellend, heller erbrausend, manchmal dumpfer hallend, niemals ganz verklingend, niemals ganz ersterbend, niemals seinen Charakter ausgelassener Lust und Fröhlichkeit verlierend — aus den offenen Pforten des Theaters an der Wien; dringt hinaus in die sturmüberheulte, schneedurchfegte Straße.

Sturm und Schnee hindern aber Lebenslustige und Vergnügungssüchtige wohl nicht leicht, ihrem inneren Drange zu folgen. Sie hindern die glücklichen Kinder der frohen Stadt nicht, ihren Vergnügungsplätzen zuzuströmen; nicht einen Theil dieser vom Geschicke begünstigten und bevorzugten Menschenclasse, in Equipagen, Fiakern und Comfortablen zu dem, in einen Tanzsaal umgewandelten, Musentempel an der Wien zu fahren. — Manche auch kommen freilich, des Unwetters ungeachtet, zu Fuße.

Mittels der eigenen Füße oder der Pferde Kraft aber herbeigeführt, gleichviel: Schaaren von Tanzlustigen, von Ballsüchtigen, von Narretheiliebenden, von Vergessensuchenden eilen den lockenden Hallen zu, darin für flüchtige

Stunden der Lethestrom fließt. Sie eilen herbei; und obgleich an diesem Abende, wie an so viel anderen des Carnevals, allüberall Ball ist, im Sofien- und im Diana-Saale, bei Schwender und im Josefstädter Theater, in der „neuen Welt“ und an hundert kleineren Orten der alten Wiener Welt: so bemerkt man doch in der Menge der das Theater an der Wien Besuchenden keine Folgen solcher Concurrenz. — Ist doch die Stadt groß, die Vergnügungs-, bei Vielen richtiger: Betäubungs-Sucht, noch größer; und die Noth der schweren Zeit, das Elend unserer Tage? — — Ei was, wer spricht denn von solch' eklen Dingen an einem Faschingsabende?! — Wer spricht überhaupt davon, der Anspruch darauf hätte, von den Glücklichen gehört zu werden?! — Wer, als armes, verkommenes Volk, Ausgestoßene und Verlorene, Unzufriedene und Wühler, Proletariat mit Einem Worte; höchstens mahnt noch von Zeit zu Zeit einer der Warner und Wächter auf der Zeit hohen Warte daran, der mit sorgendem Blicke den — der großen, im Treiben der Geld- und Vergnügungs-Jagd verlorenen Menge kaum bemerkbaren — Rauch des noch im Verborgenen glimmenden Feuers gewahrt, jenes Feuers, das aus dem Herde aller Umwälzungen: den Stätten menschlichen Elendes, unverschuldeter Noth, rechtloser Unterdrückung lodert!

Solche Stimmen — sowohl die des klagenden, murrenden Elendes, wie die der Schriftsteller und Journalisten, die auf jenes aufmerksam machen und auf Abhilfe dringen — werden von den Glücklichen selten genug gehört, seltener

noch verstanden, sicherlich am wenigsten zur Zeit des tollen, wochenlang währenden Fastnachtstreibens. — —

Sturm und Schnee hinderten indessen auch eine bestimmte Anzahl des eben bezeichneten Proletariats nicht, sich in der Nähe des „feenhaft“ — mit einigen Dutzend im Winde flackernder Gasflämmchen — „erleuchteten äußeren Schauplatzes“ des im Innern stattfindenden Festes einzustellen. — Dort stehen und kauern sie, diese Parias der Civilisation, vor dem lichtstrahlenden, wärmeausströmenden, Töne der Musik und Jubelklänge entsendenden Eingange. Gehüllt in Lumpen, bedeckt mit Fetzen von Mänteln und Tüchern, von Schnee überfegt, vom Winde gepeitscht und durchrüttelt, hungernd und frierend, zitternd und zähneklappernd stehen sie da, Männer und Frauen, Greise und Kinder, stumpfe Neugierde in den kältestarren Mienen, verhaltenen Groll ob ihrem Geschicke, stumme Anklage in ihren tiefliegenden Augen, staunende oder höhnende Worte, halb unterdrückte Flüche im Munde.

Auch *sie* haben ja vernommen, daß jetzt die Zeit allgemeiner Fröhlichkeit, männiglicher Lust und Freude sei; auch sie haben vielleicht vor kürzerer oder längerer Frist — da die Zeiten noch besser gewesen, da noch Arbeit und Verdienst zu finden, da noch nicht ihre letzte Einnahmsquelle versigt und ihr letztes Habe verschleudert — wenn auch nicht *solchen* Festen beigewohnt, so doch in *ihrer* Art dem Faschingsverlangen Genüge gethan, getanzt und geschwelgt in niederen Kneipen. — Aber heute — da sie kaum mehr ein Obdach und eine Ruhestätte für ihr sorgenschweres und

lebensmüdes Haupt, kaum mehr die nöthigste, erbettelte Nahrung für ihren von Noth und Entbehrungen ausgemergelten Leib haben — heute begnügten sie sich: doch wenigstens zu sehen, wie sich Glücklichere anstellen, um sich zu vergnügen; und ob es überhaupt noch Leute gibt, die dies thun können.

Gewiß aber ist es nicht Neugierde allein, die diese Armen hierhergeführt und veranlaßt, den Unbilden des Sturmwetters Trotz zu bieten. — Es mögen theilweise sträfliche Gelüste und verbrecherische Absichten sein, die — von Noth gezeugt und von Verzweiflung geboren — hoffen, hier ein Thätigkeitsfeld und einen Tummelplatz zu finden. — Andere der Anwesenden haben auch die unausgesprochene Absicht, unter den Ballgästen mitleidige Seelen zu suchen, welche einige Kreuzer des dem Vergnügen gewidmeten Geldes der Armuth zukommen lassen würden. Wieder Andere rechnen auf zu erhaltende Trinkgelder für kleine Dienst-Leistungen, und — was die weibliche Jugend betrifft — auf die Sinneumneblung der später den Ball verlassenden Herren. — —

Wagen um Wagen rollt, aus der Stadt und den Vorstädten kommend, vor das mit Blumen und grünem Reisig geschmückte Portal. Schon hat sich jenseits desselben, gegen Gumpendorf zu, eine unabsehbare Reihe von Carossen aufgestellt, ihrer Eigenthümer oder Fahrgäste entledigt, auf deren Rückkehr harrend; und in der entgegengesetzten Richtung, gegen die Stadt zu, mehrt sich die Menge der heranjagenden, an früher gekommenen

stauenden, in langer Linie des Augenblickes zum Vorfahren wartenden, Wägen von Minute zu Minute.

Es ist jetzt ungefähr halb eilf Uhr. — Die Vorstellungen in den Theatern sind beendet, die Theestunde ist vorüber, die Eröffnungszeit des Balles ebenfalls, Caffeehaus- und Privat-Gesellschaften, Spielclubs, geben ihren Theilnehmern Muße, sich zu entfernen: so ist denn der Augenblick gekommen, da Herren und Damen der verschiedensten Gesellschaftsschichten und Lebenskreise Zeit finden, während einiger Stunden dem Maskentreiben beizuwohnen oder zuzuschauen. — Herablassende Herren der exclusiven Kreise finden die jetzige Stunde am geeignetsten, um den vollen Eindruck des Balles zu erhalten, welcher sie allerdings nur sehr unvollkommen an den Pariser großen Opernball zu erinnern vermag, den sie aber dennoch als Surrogat schmunzelnd hinnehmen; die den großen Herren nachäffende Geldaristocratie, welche sich in schwieriger Wahl heute für das Theater an der Wien entschieden, findet ebenfalls die letzte Stunde vor und die ersten nach Mitternacht am bequemsten; der behäbige Bürgerstand, Officiere, Beamte, welche sich und ihren Familien Vergnügen von dem Balle versprechen, wollen dieses nicht zu spät und nicht zum Theile nur genießen; die eleganteren Phrynen, die diesen Räumen den Vorzug vor jenen des Diana- oder Sofienbadsaales zuerkannt, wünschen nicht hinter den Fischen zurückzubleiben, welche sie an diesem Abende zu angeln gedenken; und der eigentliche Kern der Ballbesucher — Leute, welche mit ganzer Seele in den Jubel eingehen,

welche sich um jeden Preis belustigen, welche tanzen und springen, Unsinn treiben und mit Masken sich herumbalgen wollen, Leute aus dem ärmeren Bürgerstande, Laden-Diener und Gewerbsgehilfen, Modistinnen und Stuben-Mädchen mit all' dem Trosse der in Debardeurs verwandelten Straßennymphen — kommen niemals zu frühe, können niemals zu lange bleiben, wo es gilt, Vergnügen und — Vergessen zu finden.

All' diese in Werth und Würdigung ebenso, wie in Charakter, Stellung und Aeußerem verschiedenen Menschen-Kinder eilen gegen die eilfte Abendstunde dem Theater an der Wien zu. — — — — — — — —

Ueber die an der Stelle des ehemaligen Fokanedi-Steges befindliche Leopoldsbrücke kam langsamen Schrittes und, wie es schien, in Gedanken versunken, von der Wiedener Seite her ein einfach, aber elegant gekleideter Mann.

Er ging zögernd, hielt wiederholt seine Schritte an und schien endlich, diesseits der Brücke angelangt, nicht übel Lust zu haben, eine volle Wendung zu machen und den eben gekommenen Weg wieder zurückzugehen.

Mit einer Art von Abscheu und Ekel richtete er seine Blicke für eines Augenblickes Dauer auf den beleuchteten Eingang des Theaters, auf das sich vor diesem drängende Menschengewühl, auf die daher rollenden und stillhaltenden Wägen.

Ein tiefer Seufzer entrang sich seiner Brust. —

Gleichsam als Echo dieses bangen und zitternden Athemzuges antwortete ihm ein leises, klagendes Stöhnen.

Letzterer Ton kam dicht von dem, das hohe und abschüssige Wienufer einfassenden, Stacketenzaune her.

Er rührte von einem kleinen, gebeugten Manne her, der dort im Schatten des Geländers und der vom Winde bewegten Bäume gestanden war und der nun, einen seiner eigenen Stimmung entsprechenden, seinen Gefühlsäußerungen verwandten Ton hörend, mit einigen hastigen Schritten zu dem Seufzenden trat, diesen einen Augenblick lang ansah und dann mit hohler und zitternder Stimme fragte:

„Haben Sie auch ein Kind da drinnen, Herr, haben Sie auch ein Kind?"

Ueberrascht schaute der so seltsam Befragte zu dem kleinen, alten Manne nieder, dessen Züge eine eigenthümliche Spannung, zugleich Schmerz, Angst, Kummer, ausdrückten.

Der eben über die Brücke Gekommene, ein hoch und schlank gebauter, stattlicher Mann von kaum mehr als dreißig Jahren, konnte die Frage um so weniger verstehen, da er der, dieselbe begleitet habenden, heftigen Armbewegung des Fragers keine Beachtung geschenkt hatte. — Er mochte wohl auf den Gedanken kommen, einen Geistes-Kranken vor sich zu haben; eine solche Vermuthung wäre um so verzeihlicher gewesen, da die Augen des kleinen Mannes in einem verzehrenden Feuer zu brennen schienen und ruhelos nach allen Richtungen des Gesichtskreises wanderten.

Dessenungeachtet — oder vielleicht gerade deshalb, von menschlicher Theilnahme, von Mitleid bewegt — entschlug

sich der Befragte so weit seines eigenen trüben Sinnens, um eine Antwort geben zu können. Gleichwohl war er nicht in der Stimmung, eine längere Unterhaltung zu führen.

Seine Antwort war zugleich wieder eine Frage. Er that sie mit sanfter Stimme und trauriger Betonung.

„Ein Kind, Herr? — Wo? — Dort unten in der Wien?"

Der kleine Mann machte eine heftig abwehrende Bewegung.

„Nicht doch, nicht doch, Herr! — Gott bewahre uns vor solchem Unglück! — Und doch — wer weiß, es wäre vielleicht ein Glück, vielleicht ein Glück!"

Der Sprecher versank in dumpfes Brüten; aber nur für eines Augenblickes Dauer. Dann schnellte er sich gewissermaßen gewaltsam daraus hervor. Heftiger wiederholte er seine Frage von vorhin. Er deutete dabei mit der zitternden Rechten nach dem Theatergebäude.

Der jüngere Mann mußte seines Irrthums halber lächeln.

Dies Lächeln aber schien dem Anderen durchaus nicht zu gefallen.

„O, lachen Sie nicht, Herr, lachen Sie nicht! — Sie wissen nicht, welcher Schmerz hier wohnt" — er preßte dabei die Linke gegen die Brust — „welches Leid, welcher Kummer! — Ich habe auch Sie für einen Unglücklichen gehalten, da Sie geseufzt gleich mir; deshalb meine Frage. Entschuldigen Sie, daß ich diese gethan!

— So jetzt sind wir fertig. Mit Lachenden, Glücklichen habe ich nichts zu thun!"

Damit machte das kleine Männchen einige hastige Schritte in das Dunkel zurück, aus welchem es vor wenigen Augenblicken erst aufgetaucht. Es schien, dort angelangt, sich dichter in seinen Mantel zu hüllen und starr und unbeweglich nach dem Theatergebäude zu schauen.

Der junge Mann folgte ihm mit den Augen. Es that ihm leid, einen Unglücklichen — denn daß Jener dies in ein oder der anderen Weise sei, schien ihm unzweifelhaft — gekränkt, einem solchen wehe gethan zu haben. — Er hatte stets gegen alle Menschen Rücksicht, für alle Schwächen Schonung, bei jedem Leide Mitleid, für jedes Wesen Liebe, Theilnahme, Mitgefühl. Um so viel mehr für einen schon durch sein schwaches, hilfloses Aeußeres, durch Alter, Gebrechlichkeit und unverkennbaren Schmerz-Ausdruck seinen mannhaften Sinn anregenden und sein feinfühlendes Herz rührenden Armen.

Er wollte seinen unabsichtlichen Fehler wieder gut machen. Er näherte sich dem Alten. Er legte seine Rechte zutraulich, beschwichtigend auf dessen Schulter.

Die Hand war mit einem feinen, weißen Glacéhandschuhe bekleidet.

Sonderbarer Weise richtete der Alte seine Aufmerksamkeit fast mehr auf diesen Umstand, als auf die Worte des freundlichen, jungen Mannes.

„Sie haben sich nicht getäuscht, alter Herr" — sagte Letzterer milden Tones — „wenn Sie annahmen, daß ich

traurig, trübgestimmt gewesen; und Sie wissen sehr wohl, daß Menschen in solcher Gemüthsstimmung für die Leiden Anderer empfänglich sind. — Theilen Sie mir daher — wenn ich Ihnen überhaupt dienen und Ihnen meine ungeheuchelte Theilnahme einige Beruhigung gewähren kann — mit, was Sie bedrückt. Man kann lächeln, mein Herr, und doch traurig und kummervoll sein. Ein schlechtes Herz aber verräth das Lächeln gewiß nicht."

Der Angeredete schien einen Augenblick mit sich zu kämpfen. Dann schaute er fester, forschender in des Anderen Züge. Er fand dort nur Beruhigendes, Tröstendes, Gewinnendes. Er ergriff Jenes Hand, drückte sie in seiner knochigen, feuchtkalten Rechten und sagte:

„Sie haben Recht, Herr! — Wir könnten sogar noch weiter gehen und sagen, daß nur Edle, Gute, wahrhaft zu lächeln vermögen. — Denn das Lächeln der Boshaften ist Grinsen, das der Herzlosen Verzerrung. Narren und gemeine Charaktere aber können überhaupt nicht lächeln, sondern nur lachen. — Ihr vorheriges Lächeln also, das mich — ich gestehe es mit Beschämung — im ersten Augenblicke verletzte, gibt mir nun, bei weiterer Ueberlegung, Bürgschaft für Ihren achtenswerthen Charakter. — Doch dies nur nebenbei. Die Hauptsache ist und bleibt: Sie haben weiße Handschuhe an?!"

Der junge Mann fuhr bei diesen letzteren Worten wieder einigermaßen erstaunt zurück. — Er mußte doch wohl zur Annahme schreiten, einen Verrückten vor sich zu haben; obgleich ihm des Mannes eben zuvor gemachte Be-

merkung einen gebildeten Geist verrathen hatte. — Allein dieser plötzliche, unvermittelte Uebergang von einer ganz concreten und ernsthaften Betrachtung zu einer so profanen, nichtssagenden Bemerkung?! — Konnte ein Vernünftiger irgend einer derartigen Aeußerlichkeit einigen Werth beilegen, sie gar als Hauptsache hinstellen?!

Der junge Mann war in Verlegenheit, wie er das begonnene Gespräch fortführen solle. Er griff endlich zu des sonderbaren Alten früheren Aeußerung zurück.

„Sie fragten mich vorhin, ob ich ein Kind „da drinnen" habe. Damit meinten Sie, wie ich jetzt errathe, den Ballsaal, nicht wahr?"

„Sie haben weiße Handschuhe an, Herr" — sagte der alte Mann langsamen, bedächtigen, gewissermaßen feierlichen Tones, der peinlich mit der interesselosen Aeußerung selbst contrastirte — „Sie haben weiße Handschuhe an und ich — — ich habe ein Kind, ein unseliges, verlorenes Kind da drinnen, da drinnen im Ballsaale, unter der genußsüchtigen, frivolen Menge, in den Klauen eines Bösewichtes, zweier Bösewichte sogar, eines elenden Weibes und eines schändlichen Verführers. — Begreifen Sie nun den Zusammenhang, Herr?! — Nein? — Sie verstehen mich nicht? — Nun denn, dann erlauben Sie wohl, daß ich mich näher erkläre: Ihre Handschuhe verrathen mir, daß auch Sie im Begriffe sind, jenen Saal zu besuchen. Ihre Erscheinung flößt mir Vertrauen ein. Ich sagte mir also: Dieser junge Mann, der selbst traurig ist, der Mitgefühl verräth, der einen unglücklichen Vater nicht

verlachen, der ihm vielleicht helfen wird, dieser Mann geht auf den Ball, wohin ich nicht gelangen kann, weil — — nun, weil ich das Geld nicht besitze, um mir Eintritt zu verschaffen, nicht die Kleider, um dort erscheinen zu können. — Ich sagte mir weiter: wenn dieser junge Mann, den mir Gott in all' meiner Verzweiflung jetzt eben in den Weg geführt, Mitleid mit mir hat und einem Unglücklichen einen Dienst erweisen will, so kann er dies leicht thun, ohne sich besondere Unbequemlichkeiten aufzuladen. Er braucht nur in gewissem Sinne meine Stelle zu übernehmen. Er braucht nur mein verlorenes Kind aufzusuchen, ihm zu sagen, daß er dessen jammernden alten Vater gesprochen, daß dieser es bitten läßt — ja wohl, mein Herr, bitten — den betretenen, unseligen Weg zu verlassen, den es wider Willen und ohne Wissen seiner Eltern betreten. Er braucht nur hinzuzufügen, daß diese Eltern durch Zufall von der unglücklichen Tochter Treiben erfahren, vor kaum einer Stunde erst erfahren haben; daß die Mutter in Folge dieser erschreckenden Kunde aus Leid und Kummer ernstlich krank geworden; daß der Vater — der arme Vater, dem gleichwohl die Ehre, seine und seiner Kinder Ehre, über Alles geht — verzweifelnd in Sturm und Schnee umhergeirrt, um die Verlorene, wenn sie zum Balle geht, zu suchen und sie zurückzuführen; daß ihm dies nicht gelungen; daß aber Beide, Mutter und Vater, dem Kinde verzeihen, das Vorgefallene sogar mit keiner Silbe erwähnen werden, wenn es sofort zu seiner Pflicht, zu seinen armen, ehrlichen Eltern zurückkehrt. — — Dies, mein Herr, dachte ich,

als ich Ihre weißen Handschuhe und Ihre Vertrauen einflößende Miene sah!"

Der alte Herr hatte in tiefer Erregung, in sichtlicher und hörbarer Rührung gesprochen. Das Naive in seinen Worten war längst sittlichem Ernste gewichen. Schmerz und unterdrückter Zorn, Kummer und Gram verfloßen in diesen Worten auf rührende Weise mit Hoffnung und Zuversicht, mit Rettungsfreudigkeit und vergebender Milde.

Als er nun, erschöpft von der langen, hastigen und heftigen Rede schwieg, sich mit einem armseligen, rothcarrirten Fetzen von der Stirne die perlenden Schweißtropfen wischte, welche die innere Erregung, der äußeren Kälte ungeachtet, dort hervorgelockt, und mit einem zwischen Furcht und Hoffnung schwankenden, bittenden Ausdrucke zu dem jungen Manne aufschaute: da fühlte dieser die Wirkung von Jenes schlichten und doch so ergreifenden Worten um Vieles noch vermehrt und war — gerührt und befangen — nicht sofort im Stande, eine Antwort zu geben.

Dies beiderseitige Schweigen währte allerdings nur kurze Zeit; dennoch lange genug, um in des alten Mannes Seele die Furcht überwiegen zu lassen. — Keine Antwort ist auch eine Antwort; und der Unglückliche stets bereit, in Hoffnung oder Furcht zu den Extremen zu schreiten, während ihm eine Minute zur Ewigkeit wird.

Es war ein bitteres, gleichzeitig entsagungsvolles Lächeln, das nun um die blassen, dünnen Lippen des Greises zog, als er fortfuhr:

„Nicht wahr, es war ein sonderbares, thörichtes Verlangen, das ich an Sie zu stellen wagte, oder besser gesagt, es war der irre Traum eines Unzurechnungsfähigen, mit dessen Erzählung er Sie zu belästigen sich erlaubte, während Sie dort, dort drinnen, Lust und Freude, Glanz und Herrlichkeit erwartet! — Nun, nun — vergessen Sie eben dies unangenehme Intermezzo, vergessen Sie — —“

„Halten Sie ein, Herr!“ — unterbrach der junge Mann mit ernstem Tone des Anderen Worte. — „Sie sind in einer irrigen Annahme begriffen, wenn Sie mein Schweigen deuten, als wollte ich Ihren Wunsch nicht erfüllen. — Nein, nein! Sie sollen sich in mir nicht getäuscht, Ihre mir so schmeichelhafte Meinung Sie nicht betrogen haben! — Lassen Sie Ein Wort für viele gelten und uns die kostbare Zeit nicht mit Redensarten vergeuden. Ich will und werde Ihren Wunsch erfüllen, so weit dies in meinen Kräften liegt.“

„Wie?! — Sie wollen wirklich?! —“

„Ich gebe Ihnen das Versprechen, in Ihrer Angelegenheit und zu Ihren Gunsten zu thun, was möglich.“

„Nun denn, so hören Sie, wie die Sache —“

„Ich brauche nichts weiter zu vernehmen, als eine Beschreibung des Aeußeren, des Anzuges Ihrer Tochter; damit ich sie unter den zahlreichen Damen „da drinnen“ zu erkennen vermag! — Alles Weitere ist, für jetzt wenigstens, überflüssig. Sie haben mir Ihr Vertrauen geschenkt, mich mit einer traurigen, wenn auch leider in unseren Tagen nur allzuhäufig vorkommenden, Familiengeschichte

in allgemeinen Umrissen bekannt gemacht. Dies genügt, um mich den Wunsch fassen zu lassen, Ihrem Vertrauen zu entsprechen; und einige Andeutungen der erwähnten Art werden hinreichen, mir die Erfüllung Ihres ehrenden Auftrages möglich zu machen. — Alles Nähere, alle Details bitte ich, für sich zu behalten. Ein kleiner Dienst, den ich Ihnen zu erweisen gehe, gibt mir — meiner Ansicht nach — noch kein Recht, in Geheimnisse einzudringen, welche nicht Sie allein, mein Herr, welche Ihre ganze Familie betreffen. — Wollen Sie nun wohl so gefällig sein und mir den Anzug des Fräuleins, Ihrer Tochter beschreiben?"

Der alte Mann war von diesen schlichten, freundlichen, aber zugleich festen und entschiedenen Worten, war von der sich darin kundgebenden edlen Gesinnung des jungen Mannes ebenso, wie von dessen Bereitwilligkeit, tief ergriffen, innig gerührt.

Er drang nicht weiter in diesen so unerwartet getroffenen Freund und Helfer, seine, oder vielmehr der Seinen Leidensgeschichte und die dem Ballbesuche seines Kindes vorhergegangenen Vorfälle anzuhören; sondern theilte ihm mit bündigen Worten mit, wie seine Tochter in Gestalt und Miene aussehe und welchen Maskenanzug sie an diesem Abende — den angestellten Nachforschungen gemäß — trage. Nicht minder fügte er eine Beschreibung des Weibes hinzu, in dessen Gesellschaft sich sein Kind befinden mußte; und eine solche des Mannes, welcher es zu dem unüberlegten Schritte verleitet.

Nach Empfang dieser unbedingt nothwendigen Aufklärungen wollte sich der junge, so freundliche und dienstwillige, dabei aber so traurig blickende und ernstgestimmte Mann mit einigen Abschiedsworten von dem, neue Hoffnung fassenden, Vater eines mißrathenen oder mindestens leichtsinnigen Kindes entfernen, um sich in den Ballsaal zu begeben: als er plötzlich, von einem neuen Gedanken erfaßt, seine Schritte anhielt und sich abermals an den Alten wandte.

„Aber Sie, mein armer Freund, was werden Sie jetzt beginnen? — Es scheint, daß Sie Lust haben, Ihren traurigen und, wenn auch nicht verlorenen, doch jedenfalls sehr unbequemen, mit Bezug auf Ihr Alter und Ihre Gesundheit sogar gefährlichen, Posten innezubehalten?"

„So ist es! — Ich werde hier bleiben, bis mein Kind jenen für es so gefährlichen Ort verläßt; ich werde meine Tochter erwarten, ob sie nun in Folge Ihrer freundlichen Vermittlung bald zurückkehrt, oder erst nach Beendigung des Balles mit jenen Elenden —"

„Das werden Sie nicht thun, mein Lieber!" — unterbrach der junge Mann Jenes Worte. — „Sie werden es mindestens nicht thun, wenn Sie dem Rathe eines Freundes folgen, wenn Sie dessen Bitte erfüllen wollen."

„Aber, mein Herr —"

„Wenn ich in Ihre Angelegenheit thätig eingreife, habe ich auch wohl ein kleines Recht, von Ihnen gehört zu werden. — Was wollen Sie hier in Nacht und Unwetter? — Können Sie mir hier beistehen, Ihre Tochter

auf den Weg der Vernunft und Tugend zurückzuführen? — Ich weiß allerdings in diesem Augenblicke selbst noch nicht, wie ich mich meiner Mission entledigen werde und ob es mir gelingen wird, Ihren — seien Sie überzeugt, auch meinen — Wunsch zu verwirklichen. Allein ich weiß, daß — wenn ich einen Erfolg nicht erzielen sollte — Ihr Hiersein doch nichts daran ändern würde; und daß im erhofften gegentheiligen Falle es besser — für Sie und Ihr Kind besser — sein wird, wenn Sie dasselbe zu Hause erwarten und ihm dort Ihre Verzeihung zu Theil werden lassen. Sie ersparen sich mindestens, die Aufmerksamkeit der hier versammelten Leute auf sich zu ziehen. Sie ersparen sich auch eine wahrscheinliche Erkältung und deren Folgen. — Also kommen Sie meinem Rathe nach und gehen Sie nach Hause! Nicht wahr, ich kann auf die Erfüllung dieser Bitte rechnen?"

Der alte Mann kämpfte einige Augenblicke mit sich selbst, ehe er einen Entschluß fassen konnte. Sein früheres Vorhaben wich nur schwer den Vernunftgründen, welche ihm sein junger Freund vorführte. Die Zweifel, ob es diesem gelingen werde, seine Tochter von der betretenen Bahn zurückzuführen, machten sich jetzt erst geltend und kamen seinem Widerstreben zu Hilfe.

„Und wenn nun Ihr Thun, Ihre Mühe vergeblich wären?" — sagte er zögernd und mit dumpfer Stimme. „Wenn mein Kind taub gegen Ihre Vorstellungen, verstockt gegen die, ihm durch Sie überbrachten, Bitten seiner Eltern bliebe?! — Oh, oh — ich kenne diese Verlockungen

der Leidenschaft; ich ahne, ich fürchte das Schlimmste! — Sie sind, so liebevoll Sie sich meiner auch annehmen, am Ende doch nur ein Fremder für meine Tochter, ein Fremder, dessen Stimme ihr bethörtes Herz vielleicht nicht erreichen wird!"

„Da ich nicht gewohnt bin, mich und meine Fähigkeiten zu überschätzen, noch Andere darüber zu täuschen, so muß ich Ihnen allerdings gestehen, daß das von Ihnen Befürchtete möglich, vielleicht wahrscheinlich ist. — Besser wäre es, wenn Sie selbst mit Ihrer Tochter sprechen könnten; der gewünschte Erfolg möchte dann wohl nicht ausbleiben. — Aber vergessen Sie nicht, daß nicht ich mich zu diesem immerhin zweifelhaften Unternehmen angetragen habe; und wenn —"

„Nein, nein! So ist es nicht gemeint!" — unterbrach ihn der erschreckte Alte. — „Versuchen Sie in Gottes Namen Ihr Glück und — Sie haben Recht: mein Hierbleiben ist zwecklos. Ich verspreche Ihnen, nach Hause zu gehen!"

„Sogleich?"

„Sogleich! — Allein wir haben Etwas vergessen. — Sie müssen doch wissen, wen Sie sich so sehr zu Danke verpflichtet haben."

„Ah bah, dies ist gleichgiltig!"

„Nicht doch, nicht doch! — Wie wollen Sie meiner Tochter von ihren Eltern reden, wenn Sie nicht einmal deren Namen kennen? — Wie wollten Sie den Anderen, den Elenden, gegenüber auftreten?! — Und endlich, soll

ich denn — soll ich denn ohne Nachricht bleiben diese ganze bange Nacht hindurch, wenn mein Kind nicht zurückkehrt; ohne Kenntniß über Ihren Erfolg, wenn Sie dasselbe vielleicht erst später aufzufinden vermögen?! — O, verzeihen Sie, verzeihen Sie der Angst eines gequälten Vaterherzens, wenn ich zu dreist bin in meinen Bitten, wenn ich deren eine an die andere reihe!"

„Sie haben Recht! Ich muß Ihren Namen, Ihre Wohnung kennen. — Es könnten Fälle eintreten, da sich dies als nöthig erwiese. Auch verspreche ich Ihnen, wenn es mir bis zur ersten Morgenstunde nicht gelungen, Ihre Tochter aufzufinden oder sie zu ihrer Pflicht zu bewegen, Ihnen selbst Kunde zu bringen. — Ich begreife Ihre Sorge, begreife das Schreckliche der Ungewißheit in solchem Falle!"

„Dank, tausend Dank, edler Mann! Wie soll ich solche Theilnahme eines Fremden, solche Hilfsbereitschaft verstehen in diesen egoistischen Zeiten! — Gott selbst muß Sie gesendet haben, um den Frieden und die Ehre in eine Familie zurückzuführen!"

Der Belobte machte eine Geberde der Ungeduld und des Mißbehagens.

„Verzeihen Sie; ich will Sie nicht länger aufhalten," — fuhr der alte Mann eiliger fort. — „Ich komme zum Ziele: mein Name ist Vincenz Möller, ich bin Buchhaltungsbeamter," — ein Seufzer begleitete dieses Wort — „freilich nicht von den höheren Gehaltsstufen; allein ich habe mein ehrliches Auskommen und weiß mich und Frau

und sieben Kinder — meine Emma „da drinnen“ ist das älteste — anständig, ja wohl, recht anständig zu ernähren.“

Die Verlegenheit, welche sich des armen Mannes — der nicht zu lügen verstand und einem Fremden, wenngleich dieser sich ihm als Freund genaht, nicht gleich Einblick in die trostlose Lage eines Familienvaters mit 600 Gulden Gehalt gewähren wollte — bei diesen Worten bemächtigt hatte und in Stimme und Betonung kennbar wurde, verkündete mehr, als dies eine eingehende Schilderung vermocht hätte, die lange Leidensgeschichte eines Subalternbeamtenlebens. — Er fuhr indessen nach kurzem Zögern fort: „Meine Wohnung ist nicht weit von hier. Wenn Sie Wiener sind, wird Ihnen das Haus wohl bekannt sein. Es befindet sich auf der „Bettlerstiege“ und führt im Volksmunde die Bezeichnung als „Königskloster-Haus.“

Während der alte Mann noch sprach, hatte der Andere schon dessen Arm unter den seinen gezogen und begonnen, mit ihm in der bezeichneten Richtung fortzugehen.

Er hatte noch Manches, er hatte noch Vieles zu thun diesen Abend und besorgte, in Folge des einmal entfesselten Redestromes des alten Herrn eine kostbare Zeit ungenützt verlieren zu müssen.

In der Mitte der Engelgasse angelangt, verabschiedete er sich von seinem Begleiter mit der wiederholten Versicherung, nach Möglichkeit dessen Wunsche nachzukommen. — Dann folgte er dem schnell sich Entfernenden mit den

Augen, bis dieser hinter der Ecke der Engel- und Gumpendorfer-Straße verschwunden war.

Jetzt erst wandte er sich und ging langsamen Schrittes seinem früheren Ziele, dem Theatergebäude an der Wien, zu.

Er hatte noch viel zu thun und ging dennoch langsam, zögernd, für Augenblicke stehen bleibend. — Er hatte eben mehr noch zu bedenken, zu ersinnen, in seinem Geiste zu ordnen, ehe er handeln konnte; und er mußte den ihm endlich gebotenen Augenblick des Alleinseins, relativer Ruhe, benützen, um sich zu sammeln, um mit sich und seinen Plänen in's Reine zu kommen.

Seinen Plänen?! — Es war allerdings noch kein ganz bestimmt ausgebildeter, noch kein fertiger Plan gewesen, mit dem er sich getragen, als er seine Wohnung auf der Wieden verlassen, um sich in der trübsten und schmerzlichsten Stimmung nach dem Orte tollen Freuden-Taumels zu begeben. — Jetzt hatte es der Zufall oder eine höhere Hand gefügt, daß er, der mit der Einen Angelegenheit noch nicht in's Klare gekommen, sich mit einer zweiten, fremden, Sache befassen sollte; daß er, der den früheren Plan noch nicht zum Abschlusse gebracht, einen neuen in anderer Angelegenheit fassen mußte.

„Es ist mein Schicksal, oder, um als Muselman zu reden, mein Kismet" — sagte er zu sich, wenn man eine Reihenfolge klarer Gedanken anders ein Selbstgespräch nennen kann. — „Es ist, so scheint es, mein Schicksal, an diesem gesegneten Abende in hundert Geheimnisse mehr oder weniger tief eingeweiht zu werden und meine schwachen

Kräfte dem Dienste Unglücklicher widmen zu sollen. — Es ist dies zweifelsohne eine sehr schöne Aufgabe, der ich mich auch heute mit Freuden unterziehe, wie ich dies schon so häufig gethan habe; ob sie mir aber gelingen wird, dies ist eine andere Frage! — Eigenthümliches Spiel des Schicksals! Gerade mich, mich, den Armen, Bedeutungslosen, Einflußlosen, zum Rather und Helfer Anderer zu bestimmen! — Aber diese Anderen sind vielleicht, ja gewiß, noch ärmer denn ich. — Freilich habe ich selbst genug zu kämpfen, genug zu leiden und zu dulden, für mich und für die geliebten, theuren Wesen, welche Gott mir anvertraut, für meine Editha und mein Kind. — Aber hat mir der Himmel nicht immer sichtbarlich geholfen, meine Pflicht zu erfüllen und mich und die Meinen in all' den Stürmen, die über uns hereingebrochen, über den Wellen zu halten?! — Hat Gott nicht wahrhaft Wunder gewirkt, um uns aus so mancher Fährlichkeit zu retten?! — Gewiß! Und er wird es ferner thun, wenn ich nur selbst nicht verzage, nicht muthlos die Hand sinken lasse, die nöthig, mein Schicksal aufzubauen. — Muth also, Muth — und dann können wir immerhin noch ein Paar Unglückliche in's Schlepptau nehmen und versuchen, auch diese in den Hafen des Glückes zu bugsiren!

„Des Glückes! — Ja, wenn ich reich wäre, dann freilich ließe sich mit größerer Bestimmtheit davon reden! — Ach, es gibt so viele Reiche, welche theilnahmslos an dem Unglücke ihrer Nächsten vorübergehen, welche im Gegentheile bemüht sind, aus diesem Unglücke neuen

Gewinn für sich zu ziehen, neues Gold für sich zu schlagen! — Und ich — ich beklage niemals mehr, daß ich arm bin, als wenn ich meine dadurch bewirkte Hilfslosigkeit dem fremden Unglücke gegenüber sehe! — Aber sagen nicht, fühlen nicht vielleicht Alle so, die nicht reich, nicht wohlhabend sind?! — Und wenn sie dies werden, ändern nicht die Meisten sofort ihre Gesinnungen?! — Mir sind mindestens nur wenige Beispiele des Gegentheiles bekannt. — Nun, wenn Gleichgiltigkeit gegen das Schicksal unglücklicher Brüder, wenn Hartherzigkeit, wenn starrer Egoismus die unvermeidlichen und untrennbaren Beigaben des Reichthums sind: dann will ich Gott bitten, daß er mir meine Armuth erhalte und mit ihr ein fühlendes, für fremde wie eigene Freuden und Schmerz empfängliches Herz, ein frohes Gemüth und das Bewußtsein, nach Kräften zur Linderung fremder Noth und fremden Unglückes beigetragen zu haben!"

Unter solchen und ähnlichen Betrachtungen — aus welchen hervorgeht, daß der sich ihnen Hingebende, in gewissen Augenblicken wenigstens, mehr Gefühls- als Verstandes-Mensch war und daß er die ihm oftmals zu Theil gewordene Bezeichnung „Schwärmer" nicht ganz unverdient erhalten — hatte sich der junge Mann dem Ziele seiner Schritte genähert und stand nun inmitten des vor dem Theatereingange drängenden Menschengewühles, ohne in der Fassung seiner Pläne auch nur im Geringsten weiter gekommen zu sein.

Er mußte dennoch lächeln, als er jetzt dieser und

seines darauf bezüglichen, vernunftgemäßen Vorhabens gedachte.

„Ich wußte es ja!“ — fuhr er in seinen Gedanken fort. — „Es ist mir noch nie gelungen, einen vernünftigen Plan in allen Details fertig zu bringen. — Ja, mit Luft-Schlössern, da ist es ein Anderes. Diese arbeiten sich in meiner Phantasie bis zu den Silbertellern auf dem Mahagonytische und bis zu der feinen Wäsche im Schranke aus. — Aber concrete Pläne, fertig bis zur Anwendung und Ausführung, kann ich nur im Großen und Ganzen fassen. Das zu erringende Ziel unverwandt vor Augen, des dahin führenden Weges in der Hauptsache mir bewußt, muß ich all' die Detailfassung dem gebietenden Augenblicke überlassen. — Es hat dies wenigstens das Eine Gute, daß es mir nicht geschehen kann, den Wald vor den vielen Bäumen nicht zu sehen; und in der That haben meine halben Pläne — wenn ich sie so nennen will — stets noch den Erfolg für sich gehabt. — So wollen wir es denn neuerdings wagen und der Himmel mag mir beistehen wie bisher!“ — —

Des jungen Mannes Aufmerksamkeit wurde in diesem Augenblicke gleichzeitig nach zwei Richtungen hin in Anspruch genommen; so daß er mit getheiltem Interesse während einer gewissen Zeit schnell wechselnd dem einen und dem anderen der Gegenstände, welche ihn seinen Gedanken entrissen, eine, wenn auch nicht ausschließliche, so doch bevorzugende Beachtung zu Theil werden ließ; — gleichwie die Schnecke ihre Fühler bald nach dieser, bald nach

jener Seite hin gänzlich ausstreckt und abwechselnd wieder zu halber Länge zurückzieht. — Man kann annehmen, daß ihm, der mit glücklicher Sinnenschärfe begabt war, auf diese Weise nichts entging, das — in den beiden beobachteten Gruppen vorgehend — seiner Theilnahme werth war. —

Es war ein größerer Contrast kaum denkbar, als der, so sich zwischen den beiden erwähnten Gruppen auf den ersten Hinblick offenbarte.

Beide befanden sich außerhalb der durch eine breite Glasthüre abgeschlossenen Vorhalle: die eine — distinguirten Kreisen angehörende — dem Eingangsthore gerade gegenüber und durch dessen breites Vordach vor Wind und Schnee einigermaßen geschützt; die andere, ein vorgeschobener Posten des neugierigen Pöbelhaufens, dicht daneben, an des Portales Außenwand, vom Wintersturme umtost.

Es war nicht das Auge, sondern das Gehör, durch welches dem jungen Manne zuerst das Vorhandensein der, diese Gruppen bildenden, Personen verrathen wurde. Es war bekannter Stimmen Ton, der ihn traf und ihn zusammenzucken machte.

Vor dem Portale war eben wieder ein Wagen vorgefahren. — Ein junger, schöner Mann in eleganter Kleidung war aus demselben gesprungen und im Begriffe, seiner Begleiterin, deren weitbauschige Roben den Wagen völlig auszufüllen schienen, aus diesem zu helfen. In dem Augenblicke aber, da er seine Hand nach dem Arme der Dame ausstreckte, kam sein Hut mit dem Rahmen der

geöffneten Wagenthüre in Berührung; ein in demselben Momente daherbrausender Windstoß erfaßte ersteren und trug ihn unter dem Gelächter und höhnischen Gejohle der umstehenden Volksmenge über deren Häupter hinweg in die dunkle Nacht hinaus.

Da war es, daß jene erste der Stimmen ertönte, welche die Aufmerksamkeit des von uns Begleiteten so sehr in Anspruch nahmen.

Diese Stimme gehörte einem mehr als schlecht, einem armselig gekleideten, oder besser gesagt, in schmutzige Lumpen gehüllten, alternden Manne an, der sich an der Seite eines jungen, hübschen, ärmlich aber reinlich und sogar nicht ohne einen gewissen Anstrich von coquetter Zierlichkeit gekleideten Mädchens in der vordersten Reihe der Zuschauer zeigte und eben an dieses Mädchen seine Worte richtete.

„Ah, da siehst Du, Kind, wie dies Volk ist! — Verachtet, haßt und beneidet die Reichen nicht nur, sondern auch alle Anderen, welche mehr besitzen, als dies elende Lumpenpack —“

„Vater, wir sind so arm und elend wie diese hier!“ — unterbrach das junge Mädchen mit leiser Stimme und traurigen Tones Jenes Worte. Der Alte aber schien die Unterbrechung nicht zu hören. Er fuhr fort:

„— Und läuft dennoch überall hin, wo sich diese Reichen, diese Glücklichen erlustigen, um einen Schimmer von deren Freuden zu erhaschen; wie der hungrige, herrenlose Hund gierig nach den Brodkrumen schnappt, die von dem Tische der sich Sättigenden fallen. — Ja, hun-

grig mögen sie wohl sein, diese Leute, aber herrenlos? — Herrenlos sind sie nicht!" — fügte er dann seufzend hinzu, um sofort wieder in seiner früheren Weise fortzufahren: „Und hörst Du jetzt, wie sie lachen und heulen, weil einem der von ihnen Gehaßten ein kleines Mißgeschick begegnet ist? Hat man nicht Recht, wenn man dieses Gesindel charakterlos nennt?! — Kann man es nicht in ein und demselben Augenblicke zum Weinen und Lachen, zum Schmeicheln und Drohen, zum erbärmlichen Kriechen und zu brutalen Gewaltthätigkeiten bewegen, wenn man sich die Mühe dazu nicht verdrießen läßt?! — Und doch willst Du, daß ich unter diesem gemeinen Packe verkümmern soll, während mir der Weg zu einem anderen, glücklicheren Dasein offen steht!"

„Aber welcher Weg, Vater, und welches Dasein?!" — sagte das Mädchen wieder. Und es fügte dann noch leiser hinzu: „Der Weg des Verbrechens, das Dasein der Schande!" — —

Gleichzeitig hatte ein anderes Gespräch stattgefunden. Der junge Elegant, dessen Kopfbedeckung in diesem Augenblicke vielleicht schon von den hochangeschwollenen Fluthen der Wien mit fortgerissen wurde, da der Windstoß sie gegen das Ufer zu entführt, hatte ruhig lächelnd — als ob ihn diese Sache gar nichts anginge, als ob der Jubelausbruch des Pöbels nicht ihn beträfe — der Dame im Wagen einige Worte zugeflüstert und trat dann zurück, um ihr beim Aussteigen Platz zu machen. — Er fuhr sich dabei mit der feinbehandschuhten Rechten durch die langen,

blonden Haare, deren zierliche, duftende Locken der Sturm arg zerwühlte. Er hatte nicht rechts, nicht links geschaut, das Lachen und die spöttischen Bemerkungen der Umstehenden scheinbar durchaus nicht beachtet; dennoch erglühte eine schnelle Röthe auf seinem sonst bleichen, edelgeformten Antlitze und seine dunklen Augen sprühten Zornesblitze unter den braunen, kräftig gezeichneten Augenbrauen.

Er sollte sofort neue Ursache erhalten, sich zu ärgern, sich nun wirklich zu schämen.

Eine laute, kreischende, wohl jugendliche und klangreiche, aber in diesem Augenblicke hart und gemein erscheinende Stimme ließ sich hören.

Sie gehörte der Dame im Wagen an, welche nach ihres Begleiters Ansicht und Wunsch aussteigen hätte sollen, welche aber — wie sich ergab — entgegengesetzter Meinung war.

„Einsteigen sollst Du, hast Du mich nicht verstanden? — Du wirst doch nicht glauben, daß ich mich zum Gespötte dieser, dieser — Leute da hergebe, daß ich mit Dir in solchem Aufzuge in den Saal gehen werde?!"

„Aber, Kind," — ließ sich der Hutlose mit einem schüchternen Besänftigungsversuche vernehmen — „ich sehe gar nicht ein —"

Die Dame ließ ihn nicht weiter sprechen.

„Du siehst nie Etwas ein — das ist eine alte Geschichte! Komm', sag' ich Dir! — Das hab' ich nun davon, daß ich Deinem Rathe gefolgt bin und statt in den Dianasaal, wo man doch anständige Gesellschaft trifft,

wo so eine Blamage gar nicht passiren könnte, an diesen ordinären Ort gegangen bin!"

„Aber Emilie, mäßige Dich doch! — Was, um's Himmelswillen! hat die Gesellschaft da drinnen, die wir ja noch gar nicht kennen, was hat der Ort, wohin wir uns verfügen, mit dem kleinen Mißgeschicke zu thun, das mich betroffen. Und dann kann doch wahrhaftig von einer „Blamage" gar nicht die Rede sein. Komm' Emilie, steige aus und vermehre durch Deine allzulauten Bemerkungen das Unangenehme unserer Situation nicht!"

„Ich gehe nicht! Ich will nicht! Hörst Du, Du Schwachkopf, Du Bruder Liederlich?! — Wenn Du nicht gleich einsteigst, fahr' ich allein weiter!"

Der junge Elegant begann nun ernstlich böse zu werden. Die Nächsten der Umstehenden konnten so ziemlich jedes Wort verstehen. Die unzarten, ja gemeinen Aeußerungen der „noblen Dame" empörten Einige, ergötzten Andere. — Ein Kreuzfeuer von Witzen, von hämischen Bemerkungen, von Gelächter und Zischen umtobte den Wagen.

Dazu kam, daß die Rosselenker und die Passagiere der nächstfolgenden Kutschen ob des langen Aufenthaltes ungeduldig zu werden begannen; daß erstere schimpften, fluchten und den Kutscher des streitenden Paares zum Fortfahren bewegen wollten; daß letztere ihrem Unwillen über die Zögerung in lauten Fragen und beißenden Bemerkungen Luft machten.

Der Mann der in ihren Ausdrücken so wählerischen

Dame — denn der „Schwachkopf und Bruder Liederlich“ erfreute sich des Glückes, Jene Gattin nennen zu dürfen — bemerkte diese drohenden Anzeichen eines über ihn hereinbrechenden anderartigen Sturmes, als jener gewesen, der diese Scene veranlaßt. Er sah, daß der als Bär vermummte Portier — eine Maske, welche gewisse Herren Collegen dieses Mannes nicht vorzunehmen brauchen, um dennoch, gleich ihm, den Eindruck solch' brummiger, bissiger Bestien hervorzubringen — neugierig unter das Portal des Theatergebäudes trat, bemerkte, daß die zum Oeffnen der Wagenthüren bestellten Diener seinem Kutscher zuriefen, fortzufahren und daß dieser um so mehr Miene machte, dieser Andeutung nachzukommen, als bereits einige Polizeiorgane herbeikamen, um das Hemmniß im Vorfahren der Wagen zu beseitigen.

Das Beste war zweifelsohne, diesen Auftritt so schnell wie möglich zu beenden; und da es, bei der ihm wohlbekannten Hartnäckigkeit seiner Gattin, für den jungen Mann nur Ein Mittel, jenen Zweck zu erreichen, zu geben schien, das des Nachgebens nämlich: so entschloß er sich, zornglühend und in hohem Grade beschämt, wieder in den Wagen zu steigen, als er nun daran durch dieselbe Dame, welche ihn früher dazu aufgefordert, verhindert wurde.

Indem er den Fuß auf den Wagentritt stellen wollte, fühlte er sich unsanft zurückgestoßen und sah im nächsten Momente zu seinem unbegränzten Erstaunen, daß seine Gattin leicht und gewandt — was ihm bei deren sonstiger, Bequemlichkeit liebenden Art und Weise einen neuen

Grund des Staunens geben mußte — aus dem Wagen sprang.

Auf den Gesichtszügen dieser großen, schlanken oder besser gesagt: mageren, nicht eben zart gebauten, aber noch leidlich jungen und — Alles in Allem genommen — nichts weniger als unschönen Dame zeigte sich nun eitel Glanz, Lächeln und Freundlichkeit. Die Beobachter dieser Scene schauten unwillkürlich in das Innere des Wagens, um sich zu überzeugen, daß dieser nun wirklich leer sei und daß es thatsächlich diese freundliche und elegant gekleidete Dame gewesen, welche vor einem Augenblicke noch so unfreundliche Worte gesprochen.

Ehe sich aber deren Gatte noch von seiner, fast an Bestürzung gränzenden, Ueberraschung erholen konnte, hatte sie schon ihren Arm in den seinen gelegt und begonnen, ihn — ohne dem „Volk" ringsumher die geringste Beachtung zu schenken — dem Eingange des Theaters zuzuziehen, wobei sie ihm leise einige Worte zuflüsterte.

Die Umstehenden alle, auch der junge Mann, mit dem vereint wir diesem Auftritte beigewohnt, konnten diese Flüsterworte nicht verstehen. Letzterer aber mochte sie vielleicht errathen.

„Ich habe mir's anders überlegt," — sagte die jetzt sehr stolz und sehr würdevoll Dahinrauschende zu ihrem Gatten, der in den Falten ihrer Robe fast verschwand. — „Es scheint doch, als ob sich keine ganz üble Gesellschaft auf diesem Theaterballe einfände. Wir werden uns nicht compromittiren, wenn wir ebenfalls dort erscheinen. In

diesem Falle aber hat es gar nichts zu sagen, wenn Du ohne Hut hinkömmst. Es wird dort Leute genug geben, die sogar ihren Kopf verloren haben oder noch verlieren werden, wenn mich nicht Alles täuscht! — Und endlich: Deinen Ueberrock legst Du doch in der Garderobe ab; und man kann dann annehmen, Du habest ein Gleiches auch mit Deinem Hute gethan!" —

Das Paar, welches während einiger Minuten die Aufmerksamkeit der Menge auf sich gelenkt, war hinter der Thüre der Vorhalle verschwunden. — Noch immer aber starrte der junge Mann, welcher gleichzeitig diese Scene und die Worte des zerlumpten Alten belauscht hatte, den Entschwundenen nach.

Er hatte bemerkt, was der Hutlose sicherlich *nicht* beachtet hatte und was auch der Aufmerksamkeit der Uebrigen entgangen sein mochte. — Er hatte gesehen, daß in dem Augenblicke, als die Dame im Wagen dem geliebten Gatten ihren früheren, so entschiedenen Willen zu erkennen gegeben, ein junger, schmucker Husarenoffizier aus dem nächstfolgenden Wagen gesprungen war und im Vorbeigehen an der, den Aufenthalt verursachenden, Kutsche einen neugierigen Blick in deren Inneres geworfen hatte.

In den Zügen des jungen Reitersmannes war dann gleichzeitig eine flüchtige Röthe aufgesprüht und ein halb spöttisches, halb zufriedenes Lächeln bemerkbar geworden; während sein, noch auf der sich jetzt halb aus dem Wagen beugenden Dame haftender, Blick einen Wink des Grußes und des Einverständnisses mit ihr tauschte.

Dann war der Offizier, ohne sich noch einmal umzusehen, in das Portal getreten; sein Eintritt aber schien das Signal zu der sofort erfolgenden Sinnesänderung der schlanken Dame gewesen zu sein. —

Dies glaubte wenigstens der Beobachter dieser Scene annehmen zu müssen, welcher nahe genug den handelnden Personen gestanden, um kein Wort, keine Bewegung derselben zu verlieren, während er selbst von diesen weder gesehen noch erkannt worden war.

Ein tiefer Seufzer hob jetzt seine Brust. Dann murmelte er vor sich hin:

„Mein armer Bruder! — Du hast zwar meine Theilnahme nicht verdient, und ich weiß sehr wohl, welcher Lohn mir würde, wenn ich Dir diese Theilnahme offenbaren wollte. — Ich habe auch in der That kein Verlangen, mich in Deine Angelegenheiten zu mischen. Du bist Mannes genug, um Deine Ehre zu wahren, wenn — — Ja, da liegt es eben; Du bist auch verblendet genug, um ewig der Dupe jener Person zu bleiben. — Nun wir werden diesen Abend vielleicht noch Manches sehen und hören; und dann können wir über diese Sache mit uns zu Rathe gehen. — Darüber aber darf ich eine andere Sache nicht aus den Augen verlieren."

Während er dies mehr dachte als sprach, hatten seine Blicke die ihn umgebende Menge durchforscht. — Er suchte jenen alten, zerlumpten Mann, dessen Bemerkungen gegen seine Tochter er vernommen. Er wußte, daß ihm in Folge dieses Erlauschens abermals eine Aufgabe gewor-

den. Er ging daran, diese zu erfüllen, ehe er an die Erreichung jener Zwecke ging, die ihn hieher gerufen.

Bald hatte er den alten Mann an der Seite dessen Tochter erreicht. Er brach sich durch die Menge zu ihm Bahn, berührte ihn an der Schulter und rüttelte ihn aus düsterem Nachsinnen auf, in welches Jener versunken.

„Ihr kennt mich nicht mehr, Mann," — sagte er, als ihn dieser überrascht und trotzig anstarrte. — „Und doch sind es erst wenige Stunden, daß ich mit Euch gesprochen, daß Ihr dabei gewesen, als wir einen Unglücklichen, den Schmerz und Ermattung betäubt hatten, in's Leben zurückriefen."

Während es bei dem Alten dieser Erinnerung bedurfte, um den „jungen Herrn," wie er ihn dann titulirte — es war in der That der Retter Ernst's, den wir vor uns sehen und dem wir schon seit längerer Zeit gefolgt — wieder zu erkennen, war dies Erkennen von Seite Jenes Tochter sofort erfolgt.

Sie ergriff des jungen Mannes Hand und drückte, trotz seines Abwehrens, ihre frischen, rothen Lippen darauf.

„Oh, es ist gut, daß Sie kommen, Herr!" — rief sie hastig und froh und ängstlich zugleich. — „Sie werden Ihr edles Werk nicht halb thun! Sie haben mir geholfen, meinen armen Vater aus den Händen jenes Elenden zu befreien. Wenn ich aber annehme, daß der Vater krank war, so muß ich sagen, daß er wieder einen Rückfall hat. — Helfen Sie mir, ihn vollends gesund zu machen!"

Und das hübsche Mädchen aus dem Volke ergriff seines kaum mehr widerstrebenden Vaters — so mächtig wirkte schon die Erscheinung von Ernst's Retter auf ihn — Hand und führte ihn aus dem Menschengewühle einer einsamen Stelle auf der entgegengesetzten Straßenseite zu. Des Mädchens flehender Blick bat den so warm Begrüßten, ihm zu folgen.

Dieser erfüllte solche Bitte. Er sprach lange und eindringlich zu dem alten Manne. Er hatte nach einiger Zeit die Genugthuung, ihn den Wünschen seiner Tochter gefügig gemacht zu sehen.

Endlich trennte er sich wieder von diesen Leuten, die nun, der Vater von der Tochter geführt, die Magdalenen-Straße hinaufgingen.

Paul Hanno aber — dies war der Name von Ernst's Retter — eilte dem Eingange des Theatergebäudes zu, in dem er nach wenigen Augenblicken verschwand. — — —

Ende des ersten Bandes.

Druck von L. C. Zamarski in Wien.

Quaglio, Anton

Der Kampf um das tägliche Brod Volks-Roman aus der Gegenwart von Anton Quaglio

Bd.: 1

Wien und Leipzig 1865